ARBEIT MACHT FREI: ERZÄHLUNG VON LORENZ DIEFENBACH

Lorenz Diefenbach





Arbeit macht frei.

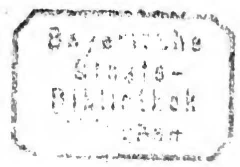
Erzählung

von

Lorenz Diefenbach.



Bremen, 1873.
Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung.
U. L. Fr. Kirchhof 4.



Druck von Diedr. Soltau in Norden.





I.

Nanette hatte ein Kunstwerk vollendet, welches heute Abends einer großen Gesellschaft im Hause des Geheimraths v. Bentem sich zeigen sollte und einstweilen sich selbst in einem großen Toilettespiegel betrachtete. Dieses Kunstwerk war der Kopf der Frau v. Bentem, dessen noch volle Wangen die geschickte Kammerjungfer mit sanfter Röthe angehaucht und dessen frühere Lockenfülle sie durch ein Meisterstück der Frisur hergestellt hatte, ohne eine Anleihe bei fremden Köpfen zu machen.

— Du hast mich wieder jung gemacht! sagte die Trägerin dieses Kopfes erfreut zu dem Mädchen, das mit willkommenem Widerspruche redefertig antwortete:

— Nein, die gnädige Frau sind vielmehr jung geblieben und können als ältere Schwester des gnädigen Fräuleins gelten!

Nanette wußte wohl, daß sie damit einem geheimen Wunsche ihrer Gebieterin Erfüllung versprach.

Diese drückte ihr ein silbernes Dankeszeichen in die Hand.

Draußen erzählte die Beschenkte ihrem Freunde und Collegen, dem Kammerdiener des Geheimraths, den Erfolg ihrer Reden und Thaten und fügte hinzu:

— Ich habe diesen Lohn redlich mit meiner Arbeit an dem Kopfe meiner Gnädigen verdient. Sähe es in diesem Kopfe aus wie in dem des Fräuleins, so würde meine Kunst müßig gehen.

Gleichzeitig bestätigte die Geheimräthin, ohne es zu wissen, Nanettens vergleichende Schädelkunde nach beiden Richtungen hin. Sie sagte nämlich zu ihrer Tochter, die eben bei ihr eintrat:

— Elodie, Du thörichtes eigensinniges Kind! Nicht einmal heute, wo Du Deinen fünfzehnjährigen Kindskopf zum erstenmale einer großen Gesellschaft zeigen sollst, magst Du ihn meiner Kammerjungfer anvertrauen!

Elodie — Gott weiß, warum man ihr diesen Namen gab, gegen welchen sie schon bei der Taufe zum Schrecken des Täufers mit einem Aufschrei protestirt hatte — Elodie entgegnete lachend:

— Liebe Mutter, Du warst ja sonst noch eitler als ich selbst auf mein dichtes Haar, das ich auch heute nur mit Mühe kunstgerecht gescheitelt habe. Ueberdies wird der Geschmack der Gesellschaft meinen Kopf gar nicht neben den Deinem bemerken.

— Dies ist aber eben heute am wenigsten mein Wunsch, sagte Jene, war aber keineswegs durch den Ausspruch ihrer Tochter verstimmt.

Diese unterbrach die Fortsetzung der mütterlichen Mahnungen durch den Ausruf: „Ich höre einen Wagen vorfahren!“ und lief ans Fenster.

— Doch nicht schon jetzt Besuch? fragte die Mutter beunruhigt.

— Nein, antwortete Elodie, es ist Roderich; er sah eben zum offenen Schlage heraus. Wenn ich ihn nur einmal zu Fuß gehen sähe, wie andere vernünftige Menschen! Doch warum steigt er nicht aus? Und er kam nicht allein!

Sie sah nämlich einen hochgewachsenen ihr fremden Mann den Wagen verlassen und Roderich, ihren Bruder, beim Aussteigen unterstützen.

Inzwischen war ihre Mutter zu ihr ans Fenster gekommen und theilte ihren Schrecken.

Roderich grüßte lächelnd herauf, sah aber sehr blaß aus.

Elodie eilte hinunter, in ihrer Hast den Fremden ignorirend, der mit Roderich die Treppe heraufkam.

— Bruder, was ist Dir widerfahren? rief sie mit ängstlicher Theilnahme aus.

— Mache keinen Lärm, Kleine! sagte Dieser, konnte aber ein „Auweh!“ nicht ganz unterdrücken.

— Ich will aber wissen, was Dir fehlt! flüsterte Elodie gebieterisch.

Statt Roderich antwortete der Fremde:

— Beruhigen Sie sich, gnädiges Fräulein, er hat sich auf der Reitbahn den Arm verrenkt, das ist Alles. Ich will ihn jetzt auf seinem Zimmer untersuchen.

Dieses „will“ klang ebenso kategorisch, wie vorhin das Elodiens, und bewirkte, daß sie voranlief und Roderichs nahes Zimmer öffnete. Dieser versäumte nicht, bevor er sich niedersetzte, ihr seinen Begleiter als Dr. med. Erwin Meerenberg vorzustellen, der mit ihm Reitstunde habe und bei seinem Unfalle oder vielmehr, scherzte er, bei seinem Falle von seiner Rosinante hilfreich zur Hand gewesen sei.

Meerenberg gebot jetzt Ruhe und ordnete das zunächst Nöthige an. Elodie übernahm es, die Mutter vorerst von einem Besuche abzuhalten, weil voraussichtlich ihre Gegenwart weder dem Leidenden, noch ihr selbst zum Heile gereichen würde. Schon beim Heraufsteigen hatte ihr Elodie durch Nanette sagen lassen: Roderich habe nur den linken Arm ein wenig verstaucht, sie selbst werde in den nächsten Minuten ihr näheren Bericht bringen und bis dahin möge sie sich noch gedulden.

Sie hatte diesen Wunsch der Tochter um so leichter erfüllt, weil ihr erster Schrecken schon durch jenen heiteren Gruß Roderichs beschwichtigt worden war. Durch Elodiens mündliche Mittheilung noch mehr beruhigt, begann sie schon, die Sorge um den Sohn mit der um die Störung der Soirée zu theilen.

— Es wäre ein Unglück, klagte sie, wenn Roderich den ganzen Abend nicht zur Gesellschaft kommen könnte!

— Weder darf er zur Gesellschaft, sagte Elodie entschieden, noch Jemand aus der Gesellschaft zu ihm kommen. Der Arzt will unbedingte Ruhe für ihn; nur ich soll ab- und zugehen. Du und Vater werdet

ihn vor Abend noch besuchen, wenn er sich ein wenig erholt hat.

Sie wußte wohl wie untüchtig ihre Mutter zur Krankenpflege war. Aber ihren Willen dazu in diesem Falle hatte sie denn doch erwartet, und ihr Gefühl war verletzt, da die Mutter sich ohne Widerrede von dem leidenden Sohne trennen ließ. Als diese sie nun gar mahnte, sie möge sich möglichst selten der Gesellschaft entziehen, sagte sie mit herber Laune:

— So oft und so lange mein Bruder meiner bedarf, existirt der hohe Adel und das verehrliche Publikum gar nicht für mich.

Sie benachrichtigte nun mit wenigen geeigneten Zeilen ihren Vater, der noch in seinem Amtslocale war, von dem Geschehenen, damit er nicht durch voreilige Leute erschreckt werde.

Es war nicht das erstemal, daß das junge Mädchen die Zügel der Hausherrschaft ergriff, wenn ihr Vater abwesend, und ihre Mutter nicht in der nöthigen Fassung oder Stimmung war, um ohne Mitregentin zu herrschen. Vielleicht inspirirte sie heute auch noch das Bewußtsein, daß sie officiell aus den Kinderschuhen treten und, wenn auch noch nicht in die große Welt

außer dem Hause, doch in deren Vorhalle, innerhalb des Hauses eingeführt werden solle.

Gewiß aber dachte sie weniger an die Rolle, die sie in der Soirée spielen würde, als an die thatsächlichen Rechte im Hause, auf welche sie jetzt gegründete Ansprüche erhielt.

Sie war vor einigen Monaten aus einem Institute ihrer Vaterstadt zurückgekehrt, in welchem sie etwa drei Jahre als Pensionärin zugebracht hatte, immer nur kurz ihre Familie besuchend. Die verständige Leiterin dieses Instituts, welches die meisten Zöglinge aus der Stadt nur als externe Mitglieder besuchten, nahm auch einige derselben als interne auf, d. h. als völlig im Institute wohnende. Diese Ausnahme galt als eine Bevorzugung, obwohl ein bedeutend höheres Jahrgeld dadurch bedingt war.

Daß der letztgenannte Umstand nicht der eigentliche Beweggrund der Vorsteherin war, ergab sich schon daraus, daß bei einzelnen weniger Begüterten das Kostgeld auf ein Minimum beschränkt wurde, wie man sich erzählte. Die Vertrauten der Vorsteherin wußten, daß diese Fälle nur eintraten, wo bei Verwaisten der Mangel mütterlicher Erziehung, oder wo daheim mütterliche

Verziehung und der ganze Geist des Mutterhauses die Erziehung im Institute zu erschweren drohten.

Unerläßliche Bedingung dabei war zugleich die Vorliebe der Vorsteherin für die Persönlichkeit der bevorzugten Mädchen, die sich aber anerkanntermaßen auf wirkliche Vorzüge des Geistes und der Gesinnung zu gründen pflegte.

Wenn aber nun noch der begreifliche Wunsch der Vorsteherin hinzukam, die Ergebnisse ihrer sorgsamsten Erziehung nicht durch fremdartige Einflüsse gefährdet zu sehen, so blieb doch immerhin ihr Egoismus dabei höherer Natur und hatte gleich heilsame Folgen für ihre Lieblinge selbst, wie für ihre eigene Genugthuung und den Ruf des Instituts.

Bei dieser Auswahl bewährte sich ihre kluge und sichere Haltung. Bald mußte sie Wünsche zurückweisen, die sie nicht erfüllen konnte oder wollte, bald zur Erreichung ihres Zweckes die Eitelkeit der Eltern und Vormünder zu Hülfe nehmen. Wenn diese sich auf den in ihren Familienkreisen heimischen „guten Ton" beriefen, so widersprach sie nicht, zeigte ihnen aber jene Ausnahmsstellung der Kinder in ihrer Anstalt in der Beleuchtung, welche dem bei der Aristo-

kratie üblichen Cultus des Privilegs gefällt. Die Mütter behielten sich dann gewöhnlich im Stillen vor, einst nach den Institutjahren den Töchtern daheim den feinen Schliff zu geben.

Dieser Fall war namentlich bei Elodien eingetreten. Wir werfen noch, bevor wir in unserer Erzählung fortfahren, einen flüchtigen Blick auf ihr Institutsleben zurück.

Sie fand unter den Genossinnen, erwachsenden Töchtern aus den höheren und reicheren Gesellschaftsschichten, keine Busenfreundin, aber doch einige in Interessen und Fähigkeiten ihr näher Tretende, mit welchen sie in Studien und noch mehr in Lebensanschauungen, Urtheilen und Phantasien das in jenen Schichten vorherrschende Herkommen überschritt. Sie theilten eine gewisse Widerspruchslust gegen den inhaltslosen Schein und gegen die Zwingherrschaft dieses Herkommens.

So zum Beispiel erhoben sie sich über dasselbe, indem sie den Naturwissenschaften besonderen Fleiß zuwendeten, und boten andererseits der „öffentlichen Meinung“ der Mehrheit Trotz durch ihre thätige Theilnahme an den Handarbeitsstunden. Sie verlangten sogar eine „Kochstunde“, welche jedoch wegen des

mangelnden Raumes in der Einrichtung und dem Lehrplane der Anstalt ihnen nicht gewährt werden konnte. Die Vorsteherin versicherte ihnen auch zu ihrer Beruhigung, daß sie die vorläufige Unkenntniß der Küchenkünste nicht blos mit ihren meisten Standesgenossinnen theilten, sondern auch mit den Töchtern gerade der ärmsten und ungebildetsten Klassen.

Sodann aber war ein Hauptmerkmal dieses engeren Mädchenbundes die entschiedene Hingebung jedes Mitgliedes an eine höhere Kunst, je nachdem der Geist es trieb.

Leider blieben bei den beiden Hauptkategorien der bildenden und der tönenden Künste einige Lücken in dem Lehrplane der Anstalt.

Die Plastik war gar nicht vertreten, einige Gypsmodelle für Zeichnerinnen ausgenommen; die Malerei im Grunde nur als Illuminirkunst; die Dichtkunst nur versuchsweise in der Stylstunde; die in engerem Sinne tönende Redekunst dagegen unter allgemeiner Betheiligung, und nur praktisch, besonders während der Mahlzeiten. In der eigentlichen Tonkunst war Gesang obligatorisch für Alle, die nicht durch einen organischen

Fehler zurückgehalten waren; der Instrumental-Unterricht wurde in Privatstunden ertheilt.

Elodie hatte sich der Zeichnenkunst gewidmet und war so tüchtig vorgeschritten, daß sie seit ihrer Entlassung aus dem Institute Malstunden begonnen hatte.

II.

Knüpfen wir nun den oben abgerissenen Faden wieder an.

Meerenberg erklärte, Roderichs Arm sei nicht gebrochen, nur aus dem Gelenke gewichen, aber schnell so angeschwollen, daß in der ersten Zeit und namentlich schon während dieser Nacht sorgfältige Beobachtung und Behandlung nöthig sei. Er bat, den Hausarzt zu berufen, bis zu dessen Ankunft er jedenfalls bei dem Kranken bleiben wolle. Sollte jener es geeigneter finden, diesen chirurgischen Fall in andere Hand zu geben, so stelle er seine weiteren Dienste zur Verfügung.

— Laßt mir den alten Philister vom Leibe! rief Roderich aus. Und Sie, liebster Doctor, hängen Sie wenigstens diese eine Nacht an mir und an unser Haus! Ich meine, daß Sie die Gesellschaft mitmachen und dabei gelegentlich nach mir sehen sollen. Mein

Schwesterchen wird diese Doppelaufgabe mit Ihnen theilen und in der Gesellschaft wie am Krankenbette debutiren.

Meerenbergs Blick streifte blitzartig das schöne Gesichtchen der Debutantin und setzte es in Flammen.

Die Eltern wiederholten in verbindlichster Weise die Einladung des Sohnes.

Er nahm sie nach kurzen Bedenken an und ebenso den angebotenen Wagen des Geheimraths, um in seiner Wohnung sich umzukleiden und die nöthigen Bestimmungen für etwaige nächtliche Hülfesuchende zu hinterlassen.

Da Meerenberg erfahren hatte, daß der Hausarzt, Hofrath v. Tillingen, zur Gesellschaft eingeladen sei, bat er die Anwesenden, bei demselben einem möglichen Vorurtheile und Vorwurfe der Zudringlichkeit gegen ihn vorzubeugen.

Als die Uebrigen sich entfernt hatten, sagte er zu Roderich:

— Wie in allen Kasten ist auch in der der Medicinmänner Eifersucht und Brodneid häufiger, als ehrlicher Wetteifer. Den Herrn Hofrath kenne ich zwar nur

erst dem Rufe nach, aber hinreichend, um ihn weder erzürnen, noch mich vor ihm demüthigen zu wollen.

Als Herr v. Tillingen ankam, war Meerenberg noch nicht zurückgekehrt.

Man hatte Jenem vorsichtig die neue Märe beigebracht und Meerenbergs bescheidenen Wunsch hervorgehoben, nur Nothgehilfe des Herrn Hofraths zu bleiben.

— Ah, hatte dieser ausgerufen, der neue flotte Militärarzt, der junge Chirurge, der die Patienten schon bei ihren Lebzeiten anatomirt!

Er hatte sich erbitten lassen, auf Meerenbergs ausdrücklich hinterlassenen Wunsch einstweilen sein Verfahren bei Roderich zu prüfen.

Er mißbilligte es nicht, sagte aber wegwerfend:

— Eine Mücke, aus welcher der Herr Chirurgus einen Elephanten machen wird, um mit ihr seinen Ruf zu vergrößern!

Er änderte jedoch seine Tonart, als bald darauf im Salon der Geheimrath ihm einen stattlichen jungen Mann in kleidsamer Uniform als Dr. Meerenberg vorstellte, der mit einigen verbindlichen Worten ihm seine ärztliche Hilfeleistung bei Roderich motivirte. Instinct-

mäßig verbeugte er sich vor dem Orden, der auf der Brust des „Chirurgus" glänzte, dem Dankeszeichen des Erbprinzen für eine gelungene Cur.

— Wir sind in zweifacher Hinsicht Ordensgenossen, sagte er artig zu Meerenberg, auf den Stern deutend.

— Allzu gnädig, erwiederte dieser lächelnd, denn Sie ziert der Stern mit der Schleife, die dem Meister gebührt.

In der That hatte der Austausch des Reitgewandes gegen die elegante Tracht dem jungen Manne ein „Relief" gegeben, wie sich der Geheimrath ausdrückte, das ihn in dem noblen Kreise als einen Ebenbürtigen erscheinen ließ.

— Ich hätte Sie kaum wiedererkannt, sagte die Geheimräthin zu ihm.

— Warum nicht? fragte Elodie rasch in ihrem eigenen Schrecken.

Im Stillen setzte sie hinzu:

„Sein Gesicht hat sich ja nicht verändert."

Meerenberg mochte diese unausgesprochene Ergänzung errathen und sagte lachend:

— Ja, mein gnädiges Fräulein, Kleider machen Leute! Und gar ein Orden! Ich trage ihn heute zum

erstenmal, aus Dankbarkeit für den Geber und diesem edlen Hause zu Ehren.

Die Geheimräthin vernahm sehr freundlich diesen letzten Beweggrund, aber Elodie sah ernst und, wie ihm dünkte, prüfend zu ihm empor. Als sie sich hierauf am Arme ihrer Mutter entfernte, bereute er, daß er seinem bitteren Humor nachgegeben hatte, in welchem sie vielleicht eine gegen ihre Mutter gerichtete Ironie fand.

Die Mehrzahl der Gesellschaft gewann willkommenen Stoff zur Unterhaltung durch die vorgefundenen Neuigkeiten, nämlich durch Roderichs Abenteuer, welchem übrigens mehrere Freundinnen seiner Schwester die Romantik seiner Anwesenheit vorgezogen haben würden; sodann durch die beiden Novizen Elodie und Meerenberg, als Gegenstände einer vielstimmigen Kritik. Leise schwirrten die Töne durcheinander:

— Eine schöne Blüthenknospe!

— Ein netter Backfisch!

— Ein hochmüthiges Gänschen! Und der neue brillante Militärarzt — ja, der beiden Geschwistern die Cur in zweifachem Sinne übernommen zu haben scheint — der junge Mann verdient sich seine Sporen ohne Mühe!

Diese letzte Bemerkung enthielt das Gutachten des Hofraths, der die Concurrenz des noch so grünen Collegen nicht verwinden konnte.

Natürlich entging auch die jeweilige Abwesenheit jener Beiden als Krankenwärter der weiblichen Aufsicht umsoweniger, da sie irgend einmal gleichzeitig eintrat, was ja gewiß nicht nöthig und vielleicht nicht ganz schicklich war. Die Geheimräthin selbst hatte freilich den Doctor gebeten, hinüberzugehen und ihre Tochter abzulösen, aber warum kam diese nicht sogleich zurück und blieb eine Weile mit Jenem aus?

Wir wissen freilich warum. Elodie fand sich nämlich verpflichtet, die Selbstanklage und Selbstvertheidigung Meerenbergs anzuhören und ihm die Besorgniß zu benehmen, daß seine satyrischen Aeußerungen ihre „so gütige" Mutter verletzt haben möchten.

Sie hatte sogar den Muth, seinen traurigen Erfahrungen über die Macht des Scheines gerade in den höheren Regionen der gebildeten Welt ihre Sympathie auszusprechen und ihm das gleiche Ergebniß ihrer jungen Lebenserfahrungen zu bekennen, das sie mit einigen gleichgesinnten Schulfreundinnen zu entschiedener Opposition getrieben habe — wofür er ihr begreiflicher-

weise wiederum die volle Anerkennung ihrer Gesinnungs-tüchtigkeit offen kundthat.

Nach diesem Dialoge eilte sie in die Gesellschafts-zimmer zurück, von der Ahnung bewegt, daß neben, ja gar über der Blutsverwandtschaft auch noch eine Rubrik der Wahlverwandtschaft bestehe.

Der sichtbare Abglanz dieser Ahnung auf ihren klaren und reinen Zügen gab denn auch wieder Anlaß zu scharfsinnigen Aeußerungen über die Wirkungen der Krankenpflege auch auf die Gesunden.

III.

Elodie machte leider nicht lange nachher die Erfahrung, daß bei Zusammenstößen jener beiden Verwandtschaftsgattungen die Wahlverwandtschaften nicht immer die verdiente Würdigung und Oberhand erhalten.

Der Eintritt Meerenbergs in das Bentem'sche Haus wirkte anfangs günstig auf seine Laufbahn. Man suchte häufiger seinen ärztlichen Beistand und spendete seiner Sorgfalt und seinen Erfolgen volle Anerkennung. Es wurde ihm auch deshalb weniger übelgenommen, daß er sich fast ausschließlich seinem Berufe widmete und die meisten Einladungen in die Gesellschaften gesunder Menschen und nebenbei sehr liebenswürdiger Hausfrauen und Jungfrauen höflich ablehnte. Nur einige dieser Frauen konnten ihm die Rüge nicht ersparen, daß seine fortgesetzten Besuche bei Bentems nicht mehr hinlänglich in dem Zustande des genesenden Sohnes ihre Erklärung fanden.

Hofrath v. Tillingen, der allerdings ein älteres Recht als Hausfreund des Geheimraths besaß, sorgte dafür, daß jene Glossen über Meerenbergs Besuche der Geheimräthin zu Ohren kamen. Er meinte, freilich neckend, sein junger College möge wohl der gnädigen Frau seine bescheidenen Huldigungen darbringen. Sie war jedoch nicht eitel genug, um diese Vermuthung zu theilen, weshalb Tillingen leicht hinzufügte:

— Wenn nicht der Mutter, dann vielleicht der Tochter.

— Dem Kinde! antwortete die Geheimräthin abweisend, nahm sich aber vor, die angedeutete Spur aufmerksam zu verfolgen.

Der Hofrath ging zufrieden weiter, um anderswo den ärztlichen Ruf Meerenbergs zu ermäßigen, dessen Wachsthum ihn mit Neid und Besorgniß erfüllte.

Er verschmähte es auch nicht, an geeigneter Stelle zu bedauern, daß der „wirklich nicht ungeschickte junge Mann in theoretischer Hinsicht zu der materialistischen Coterie gehöre, welche die Altäre und mit ihnen die Throne und die ganze gute Gesellschaft unterminiren“.

Er belegte diese betrübende Thatsache durch wörtliche Aeußerungen Meerenbergs gegen ihn selbst. Dieser

hatte ihm einen Besuch gemacht und seinen freundlichen Gegenbesuch erhalten. Tillingen hatte dabei die moderne Richtung der Naturwissenschaften zur Sprache gebracht und, wie er Jenem selbst sagte, mit lebhaftem Interesse seine geistreichen Sätze vernommen, ob er sie gleich noch nicht völlig adoptiren könne.

Seine Aussaat stand bald in einer für Meerenberg unheilvollen Blüthe, namentlich bei dem Bentem'schen Ehepaare. Der Geheimrath überzeugte sich, daß der ihm sonst wohlgefallende Freund und Arzt seines Sohnes zu der Umsturzpartei gehöre und durch ferneren Umgang Jenen mit seinen Grundsätzen anstecken und schon den Ruf des künftigen Militärs gefährden könne. Noch mehr erschrak er, als seine Frau ihn feierlich um eine Unterredung unter vier Augen bat und ihm als sicheres Ergebniß ihrer mit mütterlicher Sorge gepflogenen Beobachtungen die noch größere Gefahr mittheilte, in welcher das Herzensglück und der Ruf ihrer Tochter durch Meerenbergs Umgang schwebe.

— Doch, erwiderte er nach einigem Bedenken, kann ein aufstrebender, bereits von unserem durchlauchtigen Erbprinzen begünstigter und decorirter Arzt, wenn auch bürgerlicher Abkunft, ein unser nicht unwürdiger Schwieger-

sohn werden. In der That, fuhr er mit einem unterdrückten Seufzer fort, ist ein solcher Bewerber oft ein sicherer Bürge für die Zukunft einer Tochter aus gutem Hause, als mancher Mann von Stande. Aber freilich ist Elodie noch ein Kind und Meerenberg erst ein schlichter Militärarzt —

— Und, fiel seine Gattin ein, Elodiens Schönheit, Erziehung und Stand lassen wahrlich nicht wünschen, daß sie dem ersten besten Bewerber anheimfalle. Dazu darfst Du nicht unbemerkt lassen, daß Meerenbergs Laufbahn ebenso schnell, wie sie aufwärts führte, jetzt schon sich zu senken scheint, und daß ihm, hier wenigstens, selbst die prinzliche Huld wenig förderlich sein wird.

Der Geheimrath gab die Richtigkeit dieser Bemerkung zu und sagte:

— So unverdient dieser Wandel der öffentlichen Gunst auch sein mag, gegen Thatsachen helfen Ansichten wenig, und der Neid der Collegen gegen den fremden Eindringling ist eine wirkliche Macht.

Die Gatten kamen überein, daß der Entfernung Meerenbergs aus ihrem Hause die ihres Sohnes vorausgehen müsse, da ihm dieser sehr zugethan war und

keinen Grund hatte, den werthen Bekannten aufzugeben, wenn er des Arztes nicht mehr bedurfte. Ohnedies stand Roderichs Eintritt in eine entfernte Garnison sogleich nach seiner nahen Entlassung aus der Cadettenschule bevor.

Herr und Frau v. Bentem führten ihren einfachen Plan in einer Weise aus, wie sie feinen und billig denkenden Personen geziemt, geräuschlos und höflich, nur durch Anwendung eines tiefen Thermometergrades, zu welchem allmälig ihre Aufnahme Meerenbergs herabsank.

So lange ihr Sohn noch anwesend war, beschränkten sie sich mehr nur darauf, daß sie den Besucher nur selten zum Bleiben im Familienkreise einluden. Unmittelbar nach Roderichs Abgange sendete ihm der Geheimrath ein reichliches Honorar nebst verbindlichem Dank für seine „Hilfe in der Noth“. Er schloß seinen Brief mit den Worten:

„Zu meinem Bedauern habe ich erfahren, daß Sie unsere Stadt verlassen wollen; ich hoffe, Sie vorher noch in meinem Hause zu sehen.“

Meerenberg hatte das Gerücht von seinem eigenen Weggange schon vernommen, bevor er selbst den be-

stimmten Entschluß dazu gefaßt hatte, mochte jedoch durch hingeworfene Aeußerungen die von seinen Gegnern ausgegangenen Andeutungen bestätigt haben. Die Ränke der Letzteren, die Unstetigkeit und Ungerechtigkeit der öffentlichen Meinung, ein altes Mißbehagen an dem Soldatenstande, zu welchem er halbwegs gehörte: dies Alles hatte zusammengewirkt, um ihm seine bisherigen Verhältnisse zu verleiden. Das Verfahren des Geheimraths und seiner Gattin ließ jenen Entschluß vollends in ihm reifen.

Die ebenso schnell erwachte wie erwiderte Neigung zu Elodien durfte ihn nicht zurückhalten. Er war zu gewissenhaft, die noch halb kindliche Liebe des jungen Mädchen in Kämpfe von ungewissem Ausgange und vorerst in sichere Leiden zu verwickeln. Wäre Elodie auch älter gewesen und hätte dann ihre Liebe die Feuerprobe bestanden, so war er ja jetzt des eigenen Geschickes viel zu wenig Herr, um das der Geliebten daran zu ketten.

Seine frühere Beziehung zu dem Erbprinzen bot ihm auch keine sichere Stellung, verschaffte ihm indessen ohne Zweifel Empfehlungen für die beschlossenen Wanderungen in der Fremde, auf welchen er sich weiter

auszubilden gedachte. Seine Zeugnisse als Militärarzt und Chirurge müssen ihm die Krankenhäuser des Auslandes öffnen.

Für die erste Zeit reichten auch seine Ersparnisse und die Reste seines Erbtheils aus. Ein Elternhaus besaß er nicht mehr. Nichts stand ihm im Wege, eine neue Heimat in der Fremde zu suchen.

Er nahm seine Entlassung und machte nur wenige Abschiedsbesuche, den letzten im Bentem'schen Hause. Von Roderich hatte er schriftlichen Abschied genommen, mit Wärme, aber mit nur oberflächlicher Begründung seiner Schritte.

Er ließ sich ausdrücklich zum Abschiedsbesuche bei der Geheimräthin melden, nicht bei ihrem Manne, der ihm nie einen Besuch gemacht, nur einmal seine Karte geschickt hatte. Er fand ihn jedoch nebst Elodien im Zimmer der Geheimräthin. Sein stolz-freundliches Anerbieten von Empfehlungen für seine Zukunft lehnte Meerenberg höflich, aber bestimmt ab.

— Ich muß einmal erproben, sagte er, wie weit ich auf eigenen Füßen kommen kann; aber ich verlasse dieses Haus mit dankbarem Andenken.

Das Ehepaar erwiderte seine Verneigung mit kühler, etwas verlegener Freundlichkeit, ohne einen Schritt nach ihm hin zu thun. Elodie aber, deren traurige Blicke auf ihn geheftet waren und nun dem gleichen Ausdrucke in seinen Augen begegneten, trat rasch vor und reichte ihm die kleine Hand, die er einen Augenblick lang festhielt.

Kein Wort wurde zwischen Beiden gewechselt.

Als er draußen noch den warmen Druck der lieben Hand nachempfand und Elodiens Gestalt in der beginnenden Dämmerung des kurzen Wintertages vor ihm herschwebte, kam ihm der Schluß eines Liedes in den bewegten Sinn:

„Sie senkten die schmerzlich tröstenden Blicke
Sich tief in die brechenden Herzen hinein,
Und wünschten sich Glück zu vergangenem Glücke;
Sie blieb, er ging — Beide ewig allein!“

Aber nein! So war es nicht, so durfte es nicht sein. Der erste Liebesschmerz bricht kein Herz, und „ewig allein“ zu bleiben, gehört zu den oft gebrochenen und sogar frevelhaften Gelöbnissen unerfahrener Jugend. Ein Mann, der seine Zukunft neu schaffen will, bedarf ungetheilter Kraft, und Elodie soll nicht um des Ver=

schwundenen willen den kaum begonnenen Lebensfrühling welken lassen, soll das unbeschränkte Recht haben, neues Glück zu finden und zu spenden!

Während Meerenberg solchen Gedanken nachhing, hatte Elodie ihre Eltern verlassen, um allein zu sein mit ihren ihr selbst noch nicht ganz klaren Empfindungen, mit dem Schmerze um den geschiedenen Freund, mit bitterem Unwillen gegen Alle, die ihn verkannten und verstießen, darum auch den Eltern entfremdet.

Doch auch diese blieben nicht in befriedigter Stimmung zusammen.

Die Gedanken des Vaters flogen in die dunkle Zukunft seines Kindes, wann er einst nicht mehr sein würde, und er lieh diesen Gedanken einige Worte.

Seine Gattin hielt zwar ihre stolzen Pläne und Hoffnungen fest, schlug ihm aber „zu seiner Beruhigung“ vor, Elodien in eine Stiftung „für unverheiratete Töchter höheren Standes“ einzukaufen, wenn auch nur für eine Rente von etwa fünfhundert Gulden, so lange sie nach dem Tode ihres Vaters unvermählt bliebe.

— Und lieber, schloß die Geheimräthin ihren Vortrag, soll sie zeitlebens ledig bleiben, als eine unpassende Wahl treffen! Ich wiederhole, daß ich dies nur vor-

schlage, um Deine unbegreiflichen Sorgen zu beschwichtigen. Deine brillante Besoldung und die guten Jahre, in welchen wir Beide noch stehen, lassen ja eigentlich keinen Gedanken an die Möglichkeit aufkommen, daß unsere Kinder einst nicht mehr die Mittel haben sollten, um ihre Selbstständigkeit zu wahren.

Der Gatte ließ diese Schlußfolgerung unbeantwortet, ging aber sogleich, um Elodiens Eintritt in jene Stiftung zu bewerkstelligen.

IV.

In Einer Beziehung wenigstens war Frau von Bentem kurzsichtig gewesen. Nach Jahresfrist raffte die noch in Lebensfülle stehende Frau eine Lungenentzündung hin. Die kurze Zeit dieser Krankheit verband sie inniger mit ihrer Tochter als alle vorausgegangene Zeit des Lebensgenusses, den Jene nicht in gleichartigen Empfindungen mit ihr getheilt hatte. Desto lebhafter litt Elodie nun mit der Leidenden, behielt aber stets die Gegenwart und Klarheit des Geistes, die bei der Pflege körperlich Kranker und bei der Stützung geistig Schwacher so unschätzbaren Werth hat.

Die bebenden Lippen der Sterbenden segneten sie dafür.

Um die Dahingegangene trauerten die Ihrigen aufrichtig, um die Gattin, um die Mutter. Aber ihr ganzes Leben hatte zu geringe Tiefe gehabt, um den

Ueberlebenden für immer das Gefühl eines unverschmerzbaren Verlustes zu lassen, am wenigsten ihrer Tochter das einer tiefen geistigen Entbehrung.

Diese hatte sich vielmehr seit dem Scheiden ihres Bruders und darauf des Freundes einigermaßen vereinsamt gefühlt.

Der Letztere war spurlos verschwunden, Niemand wußte wohin.

Der Bruder schrieb und kam nicht häufig. Er war Lebemann nach dem Vorbilde seines Vaters, und dazu erfüllte und befriedigte der Geist der Kriegerkaste genügend den seinen.

Mit der Schwester verbanden ihn die traulichen Gefühle und Erinnerungen aus der Kindheit, keine Theilnahme an ihren Kunststudien und an ihrem höher gehenden geistigen Drange überhaupt.

Mit einigen Freundinnen der Schulzeit war sie in Verbindung geblieben.

Die einst gemeinsamen Ideale und Schwärmereien waren jedoch von dem näher herantretenden Außenleben bei diesen Freundinnen noch weit mehr verblaßt als bei Elodien, und die bunten neuen Interessen bildeten

keinen neuen Mittelpunkt für das Leben und Streben der jungen Mädchen.

Ein Wendepunkt für Elodien wurde der Ablauf der Trauerzeit. Während derselben hatte ihr Vater seine Erholung meist außerhalb des Hauses gesucht. Jetzt öffnete er dieses wieder der Gesellschaft, in seinem Sinne auch der Tochter zu liebe, welche früh genug, in ihrem siebzehnten Jahre, als Hausherrin auftreten sollte.

Er hielt sich verpflichtet, bei der Einladung und Zulassung der Besucher eine mögliche „gute Parthie“ für sie in Aussicht zu halten. Einige Gattungen und Stände waren auf seiner Liste nur als geduldete verzeichnet, wo er ihre Zuziehung nicht wohl umgehen konnte. So, aus alter Scheu, junge Aerzte, auch Doctoren der Weltweisheit und anderer Weisheit; selbst Officiere von Alter und Rang seines Sohnes, die mehr nur bei dessen seltenem Besuche eingeladen wurden.

Eine Wahl aber traf er nicht sowohl Convenienz nach, welche dabei auch nur ein geringes Votum hatte, als nach seinem persönlichen Geschmack. Dies war die Wahl eines Wesens, das weder ein eigentliches Mit-

glied der Gesellschaft sein, noch auch völlig außer und unter ihr stehen sollte.

Die Erneuerung des Haushalts und die geringe Kenntniß und Uebung Elodiens in dessen praktischem Bereiche machten das Dasein einer „Madame" oder „Mademoiselle" wünschenswerth, welche das Souterrain — Küche und Keller — beherrschte und die gesammten materiellen Bedürfnisse der Familie zu überwachen verstünde. Als Mittelglied zwischen der Dienerschaft und der Herrschaft, im steten Verkehr mit beiden, mußte sie hinreichende „Bildung" haben, um im alltäglichen Leben eine Stelle im Familienzimmer einzunehmen.

Der Geheimrath vereinbarte sich mit seiner Tochter, deren Zustimmung zu dem Programme wie zu der künftigen Wahl er allerdings unerläßlich hielt, über die für Letztere entscheidenden Eigenschaften der eventuellen Bewerberinnen. Beide stimmten in der Ansicht überein, daß persönliche Liebenswürdigkeit den Werth aller übrigen Eigenschaften erhöhen werde, ja, daß der Mangel derselben bei ihren nahen und fortwährenden Berührungen mit der „Gesellschafterin" ihr ganzes häusliches Behagen stören würde. Den erwähnten Titel zog der Geheimrath denen einer Wirthschafterin,

Beschließerin oder Haushälterin vor, weil diese nicht zu dem Anrechte stimmten, mit am Familientische zu sitzen und bei kleineren Geseüschaften Elodien in der Repräsentation des Hauses zu unterstützen.

Gerade jene wichtige Eigenschaft ließ sich nicht gut in dem Zeitungs-Inserate anbringen, durch welches Bewerberinnen eingeladen wurden. Deshalb wurde dieses im Namen einer Commissionärin ausgeschrieben, deren Urtheile und Geschmack zwar nicht die Wahl selbst, aber doch die Zulässigkeit zu derselben überlassen wurde und welche vorweg unter irgend einem nicht verletzenden Vorwande unpassenden Candidaturen vorbeugen konnte.

Im Stillen wendete sich Herr v. Bentem noch an einen Bekannten, einen auf seinem Landgute hausenden Junggesellen, der, gleich ihm selbst, Sinn für das Schöne hatte und in jeder Beziehung Feinschmecker war. Bentem hatte früherhin bei diesem eine Dame als Verwalterin des gesammten Hauswesens getroffen, welche den günstigsten Eindruck auf ihn machte, sowohl durch ihre noch gut erhaltene Gestalt, wie durch ihr Benehmen, und nicht minder durch die Bewirthung, welche sie dirigirte und bei welcher sogar ihre persönliche

Geschicklichkeit durch eine geschmackvolle Zwischenschüssel vertreten war.

Auf diese Erinnerung gestützt, sprach Bentem schriftlich dem Gutsbesitzer seine Wünsche ausführlich aus und bat ihn um thätige Mitwirkung zu ihrer Erfüllung im Kreise seiner Bekanntschaften und Erfahrungen.

Dieser antwortete ihm mit einer Beziehung auf eine Satyre Rabeners: er werde sich alle Mühe geben, aber, wenn ihm die sehr zweifelhafte Entdeckung des von Jenem geschilderten Phönix gelänge, solle er vor Allem darauf bedacht sein, die so vollkommene Schöne zur Gemahlin zu gewinnen.

Bentem ergab sich darein, seine eigenen Ansprüche zu ermäßigen, fand aber die der ersten ihm vorgestellten Bewerberinnen so wenig gemäßigt und begründet, daß er den Muth verlor. Seine Tochter theilte die von ihm empfundenen Eindrücke, faßte aber neue Hoffnung bei der Erscheinung einer Wittwe von gefälligem Aeußeren und Benehmen, die auch alsbald ein glänzendes Zeugniß ihrer wissenschaftlichen und practischen Kenntniß der höheren Kochkunst lieferte.

Bentem fand sie nach Kurzem „als Haushälterin vorzüglich, als Gesellschafterin erträglich", und wollte

sich mit dieser Mischung der Qualitäten begnügen. Aber die gute Frau konnte sich nicht enthalten, in der sanftesten Weise Elodiens Erziehung fortzusetzen und sie so dringlich zu bemuttern, daß diese sie vielmehr zudringlich fand und ihrem Vater in Heines Manier erklärte, sie wolle sich noch eher durch Haß plagen lassen, als durch eine Liebe, zu deren dankbarer Erwiderung sie nicht mehr unmündig genug sei.

Madame wurde entlassen und Mademoiselle kam, gerade noch in der elften Stunde, als Vater und Tochter eine Woche lang das interimistische Regiment einer Hausteufelin ertragen hatten und in rathloser Verzweiflung einander die künftige verantwortliche Wahl zuschoben.

Der Gutsbesitzer hatte Bentems Bitte nicht vergessen, sondern bei ihm angefragt, ob die Stelle noch verfügbar sei, für welche seine vorhin geschilderte Haushälterin ihre Nichte vorschlug. Diese sei zwar ein noch junges, beiläufig sehr hübsches Mädchen, aber im Besitze der meisten von Bentem bedungenen Vorzüge, namentlich auch der practischen, da sie bereits die Doppelfunction einer Haushälterin und Gesellschafterin ausgeübt habe. Daß er den unverhofft „gefundenen

Phönix" nicht heirathe — schrieb er zum Schlusse mit Bezug auf seinen vorigen Brief — habe seinen Grund nur darin, daß die Tante ihm zu werth sei, um sie durch eine Nichte zu verdrängen.

Da seine Empfehlung gerne angenommen wurde, so geleitete er selbst Fräulein Ida van Molum in das Bentem'sche Haus. Ihr adeliger oder adelig klingender Name wie ihre hellfarbige Complexion und die reizende Fülle ihres Gliederbaues bezeugten ihre Abstammung aus den Niederlanden.

Ihr Vater war pensionirter Officier, ihre Mutter eine Deutsche.

Sie redete neben der Sprache ihrer Heimath auch die hochdeutsche ihrer Mutter, wenn auch nicht mit nordischem Accente.

Der Zufall oder auch die Neugier auf die neue Errungenschaft des Hauses, deren Personalien den letzten Brief der Seinen gefüllt hatten, führte Roderich auf kurzen Urlaub heim. Er stimmte bald in Jener Lob ein, daß Fräulein van Molum in jeder Beziehung ihren Aufgaben gewachsen sei. Nicht minder schien ihr der hübsche und artige junge Officier zu gefallen. Aber er mußte sich bald überzeugen, daß er die Sprache

ihrer Augen allzu sehr zu seinen Gunsten gedeutet hatte. Vielleicht war er auch noch zu sehr Neuling in der standesgemäßen Kunst, auf dem friedlichen Felde der Frauengunst Lorbeern zu erwerben. Sein schüchterner Versuch, unter vier Augen einmal die Hand der Schönen zu erfassen, mißglückte. Wenigstens blieb seine ausgestreckte Hand in freier Luft schweben, ohne daß Jene es zu bemerken schien.

Ihr freundliches Benehmen gegen ihn blieb indessen ungeändert und er hatte den Muth, ihr am Morgen vor seiner Abreise zu sagen:

— Wird mir Fräulein Ida gestatten, ihren Namen als den meiner Schutzheiligen in meinen Festkalender zu setzen?

— Wenn Sie meinen Vornamen darunter verstehen, antwortete sie, so überrascht es mich schmeichelhaft, daß Sie ihn kennen, da ich ihn bisher noch nie von den geehrten Ihren aussprechen hörte, und daheim nur von den Meinen, höchstens einmal von den älteren Kameraden meines Vaters.

Sie machte ihm einen höchst zierlichen Knix und ließ ihn allein.

Er gestand seinem Vater die erhaltene Lection für seinen „harmlosen Scherz“ und sprach dabei sein Bedauern aus, Fräulein van Molum beleidigt zu haben.

— So strenge wird sie nicht denken, sagte dieser lachend, aber es gefällt mir, daß sie ihre Würde im Hause ohne Rücksicht der Person zu wahren weiß.

V.

Ida van Molum wußte jedoch einen Unterschied zwischen den Personen zu machen. Die Zurückweisung des jungen Herrn in seine Schranken erhöhte in den Augen des alten ihre Liebenswürdigkeit. Nach kurzer Zeit glaubte dieser seinerseits so lebhaft an die Solidität ihres Geschmacks und an seine eigene wohlconservirte Anziehungskraft für Frauenaugen, daß er bei einer passend erscheinenden Gelegenheit es wagte, in die Fußstapfen seines Sohnes zu treten und wirklich mit etwas besserem Erfolge.

Im Contexte einer wohlbedachten Rede, die sich auf häusliche Angelegenheiten bezog und in einen Dank für des Fräuleins allseitige Thätigkeit und Gefälligkeit auslief, faßte er einmal ihre Hand und nannte sie dabei zur Vermehrung der Rührung „liebe Ida“.

Ida protestirte diesmal nicht gegen die trauliche Benennung und entzog ihre Hand der geheimräthlichen zwar nach wenigen Secunden, aber nicht ohne einen leisen Gegendruck.

Je mehr übrigens der erfahrene Mann einen beginnenden Nachsommer empfand, desto besonnener vermied er es, den Erfolg seiner Wünsche an einen voreiligen Schritt zu wagen. In der That war er über die Ziele und Mittel dieser Wünsche noch nicht völlig mit sich im Reinen. Ueberdies mußten sie seiner Tochter vorläufig verborgen bleiben, wie er denn auch, so lange diese unvermählt in seinem Hause bliebe, die Einführung irgend einer neuen Herrin in dasselbe unthunlich fand.

Ida war reif genug an Jahren und Erfahrungen, um ihrerseits über die ihr immer gewisser werdende Neigung des Geheimraths ebenfalls besonnen mit sich zu Rathe zu gehen — nicht sowohl mit ihrem Herzen und mit ihren Sinnen, als mit ihrem rechnenden Verstande. Erstere Potenzen hatten ihr schon schlimme Streiche gespielt.

Ein leidenschaftliches und nicht ganz makelloses Liebesverhältniß hatte sie einst, vielleicht für immer, aus dem Hause ihrer Eltern und aus dem Bereiche

ihres zugrunde gerichteten Rufes entfernt. Ihre braven Eltern hatten sie mit großen Opfern aus ihren geringen Mitteln zur Erzieherin ausbilden lassen, aber ohne lohnende Freude an dem Erfolge.

Ida besaß in der That Talent und Fleiß, war aber zugleich von bösen Geistern besessen, welche gerade während ihres Aufenthalts in einer Art von Seminar außerhalb des Elternhauses Freiheit und Nahrung fanden. Die militärische Zucht ihres Vaters war weit strenger als die geistliche des Seminar-Directors, der seine christliche Nachsicht gegen Zöllner und Sünder, insbesondere bei schönen Sünderinnen, sympathetisch walten ließ. Nur die Sünden gegen den Anstand und die Satzungen, von deren Wahrung der Ruf der Anstalt abhing, wurden nicht leicht verziehen. Dem Beichtvater und der ihm gleichgesinnten Oberlehrerin genügte bei den Beichtkindern die Willigkeit des Geistes, um sie zu absolviren, wenn auch das Fleisch schwach war.

So mußte es geschehen, daß neben dieser Schwäche, neben der Nachgiebigkeit gegen kindische und schlimmere Gelüste zwar auch Selbstüberwindung geübt wurde, aber nur in ihren Zerrbildern: in der Kunst des Scheins, in schlauer Berechnung und Heuchelei.

Die Verbannte hatte eine Zuflucht in Deutschland bei jener Tante gefunden, welche selbst nicht allzu strengen Grundsätzen nachlebte, ohne dabei eine Splitterrichterin gegen Andere zu werden, wie dies sonst oft in ähnlichem Falle vorkommt. Ida bekannte ihr ihre Schuld, so weit sie es rathsam fand, gab ihr zugleich Proben ihrer besten Eigenschaften und wußte sich ihre Gunst in hohem Grade zu erwerben.

Die Forderungen und Mahnungen der Tante an die Nichte gehörten weniger der höheren Sittenlehre an, als den Gebieten der Lebensklugheit.

Sie gebrauchte zwar den Bibelspruch: „Prüfet Alles, das Gute behaltet!" verstand aber unter dem Guten nur des Zweckmäßige und Vortheilhafte.

Als sie Ida eine anständige Stellung in einer Familie verschafft hatte, in welcher sie das Hauswesen überwachen und nebenbei die Vorleserin der kränkelnden Hausfrau sein sollte, sagte sie ihr beim Abschiede:

— Laß Dir Dein heißes Blut nie zu Kopfe steigen: Lerne herrschen, indem Du abhängig erscheinst!

Ida beherzigte diese Lehren der Weisheit und Tugend umsomehr, weil sie wußte, daß eine neue Verscherzung ihres Rufes ihr den Schutz der Tante ent-

ziehen würde, so nachsichtig diese auch gegen Alles war, was hinter den Coulissen vorgehen konnte. Aber sie fühlte nachgerade, daß das eintönige Stillleben in ihrem neuen Berufskreise eine zu schwere Sühne für einst begangene Fehler war. Nur das Bewußtsein, daß sie ihre mitgebrachten Kenntnisse und Fertigkeiten hier verwerthete und weiter ausbildete, und daß sie als Vorleserin auch in höheren Gebieten vorschritt, gab ihr einige Jahre hindurch Ausdauer und einige Befriedigung.

Dagegen beschränkte sich der Verkehr des Hauses auf wenige ältere Leute, und dem jungen Mädchen fehlte nicht bloß die Erholung und Erheiterung durch jugendlichen und munteren Umgang, sondern auch die Gelegenheit zur Bekanntschaft mit irgend einem Manne, durch dessen Neigung sie eine selbständigere und gesicherte Zukunft gewinnen könnte.

Ihre Tante konnte nicht umhin, die volle Berechtigung dieser Desiderien anzuerkennen, welche Ida ihr vertrauensvoll aussprach. Beide ergriffen mit Freuden die Gelegenheit einer angenehmen und ehrenhaften Stellung, die sich der Nichte in dem angesehenen und vielbesuchten Hause des vornehmen Wittwers darbot. Daß sein erster Brief an den Gutsbesitzer vorläufig

verneinend beantwortet wurde, geschah wegen der Schwierigkeit, die noch fortlaufende Verpflichtung Idas zu lösen, die erst später beseitigt wurde. Ihre Tante war von ihren Vorzügen so überzeugt, daß sie kein Zuspät für sie befürchtete, wenn auch Bentem mehr Glück in seinen Wahlen gehabt hätte.

Die Zuneigung desselben gewann Ida, wie wir bereits wissen, in kurzer Zeit und in einem Grade, der ihr einen unverhofften Schluß ihrer Wanderjahre vor Augen rückte.

Bentem wäre frivol genug gewesen, eine nur vorübergehende Verbindung mit ihr einzugehen, war aber auch verständig genug, um bald auf dies zweideutige Glück zu verzichten, bevor er den mindesten Versuch machte, es zu erobern. Ja, es blieb ihm noch ungewiß, ob eine ernste Bewerbung um den bleibenden Besitz der ohne Zweifel ihrer vielseitigen Vorzüge Bewußten des Gelingens ganz sicher sei. Die in vollreicher Jugendblüthe stehende, für die Gesellschaft hinreichend gebildete Tochter aus gutem Hause würde, trotz ihrer jetzigen abhängigen Stellung, vielleicht sich nicht mit der Aussicht begnügen, die Gattin eines

bereits auf absteigender Lebenslinie wandelnden Wittwers mit zwei erwachsenen Kindern zu werden.

Sodann fragte er sich, ob Letztere, wenn auch nicht mehr in seinem Hause wohnend, Ida willig als Stiefmutter annehmen würden und ob im Gegenfalle diese ihm dauernden Ersatz für den gestörten Frieden der Familie gewähren könnte.

Für die Zukunft kamen ihm dann noch mehrere Zweifel in den Sinn.

Bis heute freilich wendeten die jüngeren Männer, die in seinem Hause Zugang hatten, ihre Aufmerksamkeit und Gunstbewerbung seiner Tochter zu. Doch ging schon jetzt die liebenswürdige Gesellschafterin nicht ganz leer aus. Wie nun, wenn sie sich in die Herrin des Hauses verwandelte und dann entschiedenere Huldigungen erhielte und vielleicht auch annähme? Wenn sie ihm gleich jetzt immer häufigeren Anlaß gab, an die Erwiderung seiner Neigung zu glauben und sie deshalb wiederholt seine „liebe Ida" zu nennen, so dachte er doch mit Sorgen an die Gefahren, welchen er so manchesmal den Alleinbesitz einer jungen Gattin bei Männern in seinen Jahren ausgesetzt sah.

Als aufgeklärter Mann glaubte er an keinen unterirdischen Teufel mit Hörnern und Klauen, wohl aber an arme Teufel auf Erden mit jenem Kopfschmucke.

Bereits war unter den Habitués des Hauses, die auch ungeladen Abends zur Theestunde kamen, Einer, welcher dem Geheimrathe als Nebenbuhler für heute, als möglicher communistischer Attentäter für eine Zukunft erschien, in welcher Fräulein van Molum Frau von Bentem heißen würde. Dieser war der zwar unadelige und noch ungeheime Rath Drogenow, dazu sein Untergebener im Amte, aber dafür auch jünger an Jahren und Gestalt und in gesicherten Verhältnissen.

Er schien anfangs seine Dienste Elodien zu widmen, zwischen welcher und Ida er am Theetische zu sitzen pflegte, wendete sich aber nachmals mehr der andern Nachbarin zu, seitdem auch Elodie einen zweiten Nachbar erhalten hatte, dem seine Bescheidenheit weichen zu müssen glaubte.

Derselbe hieß Marquis de Bellemontagne und war Attaché der französischen Gesandtschaft, ein hübscher und gewandter Mann aus der großen Welt, der ganz in Deutschland, seiner Sitte, Sprache und Literatur, einheimisch geworden war und sich sogar hier zu Lande

anzukaufen gedachte, wenn er des diplomatischen Wanderlebens völlig satt sein würde — ein willkommener Schwiegersohn für den Geheimrath, wenn anders er und Elodie so viel wechselseitiges Behagen an der gegenwärtigen Nachbarschaft fänden, um sie auf das ganze Leben ausdehnen zu wollen.

Ida vertheilte ihre gesellige Pflichterfüllung in tactvoller Weise.

Der Mittelpunkt des Kreises blieb ihr der Hausherr. Ihm zunächst folgte die Tochter, welche ihrer gemüthvollen Anschmiegung mit immer gleicher Freundlichkeit entgegenkam, jedoch ohne Steigerung zu einer Vertraulichkeit, wie sie Ida wünschen mochte. Die Artigkeiten des Raths nahm sie bescheiden an und gewährte seinem unterhaltenden Geplauder eine ihm angenehme Aufmerksamkeit. Ihren homöopathischen Antheil an den geselligen Spenden des Marquis vergalt sie in entsprechender Dosis.

Die wenigen jungen Damen, welche diesen engeren Kreis besuchten, spielten Nebenrollen im Verkehr mit den Männern. Elodie und Ida waren darauf bedacht, öfter mit ihnen ihre vorhin bezeichneten Plätze zu wechseln.

Elodie fand sich durch die witzige, rasch von einem Gegenstande zum andern springende Redeweise des Marquis angezogen und ergötzt, um so weniger aber befriedigt, da noch manches tiefer klingende Wort Meerenbergs in ihr nachhallte. Im Uebrigen stellte sie kaum einmal eine Vergleichung zwischen den Persönlichkeiten dieser beiden Männer an.

Meerenbergs Bild sah sie gleichsam noch mit den Augen der Fünfzehnjährigen, aber in unerreichbare, ja unbekannte Ferne verschwebend, und nur in den stillsten Stunden folgte ihm in ihr ein Gemisch von Sehnsucht und von unwilligem Schmerze, von ihm vergessen zu sein.

Kein ähnliches Gefühl weckte Bellemontagne in ihr, keinen Herzschlag wärmerer Neigung, kein Verlangen nach dem Abwesenden. Aber sie bemerkte nicht, daß das Publikum seine Annäherungen an sie und die heitere Stimmung, mit welcher sie dieselben, wenn nicht aufzumuntern, doch günstig anzunehmen schien, als Merkmale einer glückenden Bewerbung betrachtete.

Auch ihr Vater theilte diese Absicht und wendete seine volle Gunst dem Marquis zu.

Seinem Geschmacke entsprach auch dessen leichte Lebensauffassung, welche die eigenen Leidenschaften nur als Würze des Genusses und die fremden als Handhabe für die Beherrschung der Menschen und der Verhältnisse ansah. Bentem bedachte nicht, daß eine solche Gesinnung die schlechteste Gewähr für die Zukunft seiner Tochter sein würde.

Jedoch hielt ihn eine unbestimmte Scheu ab, diesen seinen Wunsch einer Verbindung mit dem Marquis näher anzudeuten, und er war stolz genug, um auch gegen ihn sich nicht deutlicher auszusprechen, und um den Schein zu meiden, eine Erklärung desselben beschleunigen zu wollen.

Dagegen schenkte er ihm in anderer Beziehung ein größeres Vertrauen.

Eines Abends, als er mit ihm in angeregter Stimmung beim Champagner des Nachtisches noch allein zusammensaß, sprach der Marquis die Bemerkung aus, daß Drogenow seit einiger Zeit seltener seinen doch so beneidenswerthen Platz einnehme.

— Ich weiß eigentlich nicht, setzte er hinzu, welche der beiden Damen sich darüber betrüben wird, oder vielleicht auch ihm diesen Platz verleidet hat.

— Meine Tochter gewiß keines von beidem! antwortete Bentem mit überlegenem Lächeln. Es scheint eher, daß er mir die Freundlichkeit unserer schönen Ida mißgönne und sogar den Muth verloren habe, mit dem älteren Kämpen in die Schranken zu treten. Was meinen Sie, Marquis, wenn er Recht hätte?

Dieser entgegnete lachend:

— Dann geschieht ihm auch Recht! Auf diesem Kampfplatze gelten die Sprüche: A qui mieux, mieux! Wer das Glück hat, führt die Braut heim oder wenigstens die Geliebte!

Damit empfahl er sich seinem siegesmuthigen Wirthe.

VI.

Bentem würde die Bedeutung dieser Sprüche anders aufgefaßt haben, als er that, wenn er ein Selbstgespräch des Marquis auf seinem nächtlichen Heimwege belauscht hätte, auf welches wir späterhin zurückkommen werden.

Am folgenden Tage erfuhr Bentem bei der Heimkehr von seinem Amte, daß Bellemontagne bereits am Vormittag seiner Tochter einen Besuch habe abstatten wollen, sie aber nicht zu Hause getroffen habe.

Vielleicht hatte dieser Besuch zu ungewohnter Stunde eine ernstere Bedeutung und er durfte einer baldigen Erklärung des Marquis entgegensehen.

Statt dieser aber brachte Abends spät ein Dienstmann einen Brief des Genannten an den Geheimrath, in welchem er schrieb:

„Soeben werde ich durch eine so dringende politische Sendung in die Ferne überrascht, daß ich kaum noch

Zeit finde, Ihnen, mein verehrter Gönner, und Ihrer liebenswürdigen Tochter für alle erwiesene Gastfreundschaft zu danken und mich Ihrem gewogenen Andenken auf unbestimmte Zeit zu empfehlen. Heute Vormittags hatte mich eine unruhige Vorahnung dieser Wanderung in Ihr Haus getrieben. Nun wartet bereits ein Wagen vor meiner Thür, und ich habe nicht so viel Frist erhalten können, um mehr als mein nöthigstes Reisezubehör mitzunehmen. Ich darf hoffen, daß mich Ihre theilnehmenden Gedanken eine Strecke Weges begleiten werden, obwohl mir geboten ist, Richtung und Ziel dieses Weges in diplomatisches Dunkel zu hüllen."

Ein eigenthümliches Verhältniß schien den petit cercle des Bentem'schen Hauses zersprengen zu wollen.

Am folgenden Morgen bat Rath Drogenow den Geheimrath um Urlaub zu einer kurzen Abwesenheit in Familien-Angelegenheiten. Am Nachmittag desselben Tages erhielt Fräulein van Molum einen recommandirten Brief auf der Post, der sie in große Bestürzung versetzte. Ihre Tante meldete ihr, daß ihre Mutter bedenklich erkrankt sei und sie vor ihrem möglicherweise nahen Ende noch einmal zu sehen wünsche. Bei Jener

möge sie übernachten und dann sogleich ihre Reise nach Holland fortsetzen.

Elodie nahm diese drei Botschaften ruhiger hin als ihr Vater.

Dieser erbot sich, Ida persönlich bis zu ihrer Tante zu geleiten. Sie lehnte dieses Anerbieten mit großem Dank ab und bat, ihr vielmehr den Abschied ganz zu ersparen, da sie nicht wisse, ob sie je wieder ihre Stellung in dem Hause einnehmen könne, welchem sie so viel verdanke.

Elodie half ihr bei den eiligen Vorbereitungen zur Abreise, die am Abend erfolgte. Vergeblich hatte Bentem versucht, sie noch einmal allein zu sprechen; er bemerkte, daß sie ihm absichtlich auswich.

Vater und Tochter saßen am stillen Abendtisch zusammen; Jener verstimmt und nachdenklich. Nach einer Weile brach er das Schweigen mit den Worten:

— Was sagst denn Du zu diesem sonderbaren Zusammentreffen?

Sie sah ihn fragend an und er fuhr fort:

— Fräulein van Molum schien mehr aufgeregt als betrübt — weder betrübt über das, was sie verließ, noch über das, was vor ihr liegt.

— Es fiel mir nicht auf, daß sie wenig sprach; eher schon auch, daß ihre Augen trocken blieben. Indessen habe ich immer geglaubt, daß sie ihre innersten Gedanken zu verbergen und ihre lebhaftesten Empfindungen zu beherrschen wisse.

— Und mich befremdete es zwar nicht, daß sie meine wohlgemeinte Begleitung ablehnte, aber jetzt fällt mir der, freilich wohl ganz zufällige, Umstand auf, daß Drogenows Reiseziel in ungefähr gleicher Richtung mit dem ihren liegt und daß er heute Abends vielleicht in gleichem Bahnzuge mit ihr abging. Hat sie Dir den Brief ihrer Tante gezeigt?

— Nein. Du hast Mißtrauen? Sie war ja nie gewohnt, uns in ihren geringen Briefwechsel einzuweihen.

Elodie fuhr fort:

— Drogenows Abreise erfuhr sie erst heute Mittags zufällig und gleichmüthig von Dir. Er hat ihr wohl ein wenig den Hof gemacht, aber, meine ich, in letzter Zeit seine schätzbare Aufmerksamkeit meiner werthen Person wieder mehr zugewendet. Er kam aber im Ganzen seltener.

— Beide hatten vielleicht Gründe, ein Verständniß zu maskiren. Doch warten wir Drogenows Rückkehr ab, die sich nicht lange verzögern kann.

Aber er hatte nicht die Geduld, diese Rückkehr abzuwarten. Bereits am folgenden Morgen gab er seiner Tochter vor, eine Untersuchungssache werde ihn über Mittag und vielleicht bis zum folgenden Tage fernhalten; länger als bis elf Uhr Abends solle sie und die Dienerschaft nicht auf seine Heimkehr warten. Ihre Frage nach Einzelheiten wies er mit den Worten zurück:

— Du weißt, über solche Angelegenheiten muß ich schweigen.

Er gab ihr nur den nicht fern gelegenen Ort an, an welchem die Untersuchung vor sich gehen werde.

In Wahrheit aber reiste er auf das Gut, auf welchem Ida übernachten sollte.

War ihre Angabe richtig, so würde er sie dort noch treffen, wo nicht, irgend eine Gewißheit erhalten. Welche aber? Darüber dachte er mit leidenschaftlicher Erregung nach, an welcher so zu sagen sein Herz, wie noch mehr sein Stolz Theil hatten. Betrogen zu sein von ihr, der er seine Neigung gewidmet, ja die Ehre

seiner Hand zugedacht, freilich noch nicht angetragen hatte! Und betrogen zu sein um seines Untergebenen willen, welchem er die Ueberraschung gedenken wolle! Wozu überhaupt ein Geheimniß, das doch nicht lange eines bleiben konnte? Der Rath war zwar ein Lebemann, aber Ida van Molum doch für ihn kein Gegenstand eines geheimen und vorübergehenden Liebesabenteuers.

Der Kopf wurde ihm wirre, aber er mußte sich gedulden.

Bei seiner Ankunft auf dem Gute befremdete seine hastige Frage nach Ida und ihrer Mutter ihre Tante höchlich, und sie war vollends betroffen, als er das Vorgegangene erzählte. Sie hatte ihre Nichte nicht gesehen, noch auch ihr geschrieben. Somit war dieses Vorgeben Idas eine Unwahrheit gewesen und wahrscheinlich denn auch die Krankheit der Mutter, von welcher die Tante kein Wort wußte. Ida würde schwerlich zu der kranken Mutter geeilt sein, ohne sich zuvor über ihr Verhalten in der entfremdeten Heimath, insbesondere ihrem gefürchteten Vater gegenüber, bei der Tante Raths zu erholen. Eine Fürsprache bei ihm durfte Letztere freilich gar nicht versuchen, da seine

strengen Grundsätze nicht mit ihren sehr elastischen harmonirten, weshalb er schon längst jede persönliche Berührung mit ihr vermieden hatte.

Sie hatte jetzt keinen Zweifel, daß Ida irgend einen Schritt gethan hatte, für welchen sie nicht einmal die Billigung der nachsichtigen Verwandten hoffen durfte. Vor Allem suchte sie bei Bentem einem irrigen Verdachte ihres Mitwissens vorzubeugen. Sie mochte sich den Freund ihres Hausherrn nicht entfremden und bezeigte ihm ihren ungeheuchelten Unwillen über die „räthselhafte und jedenfalls undankbare Täuschung", die Ida gegen ihn und sie selbst ausgeübt hatte.

Beide versprachen einander wechselseitige Mittheilung etwaiger Nachrichten über die Verschwundene.

Bereits mit dem Nachtzuge kam Bentem wieder zu Hause an und berichtete nun Elodien offen seinen Schritt und dessen nichtigen Erfolg. Er konnte nicht umhin, wiederum Drogenows mögliche Betheiligung bei Idas Entweichen zu berühren, ob er schon auch Elodien seine Ungewißheit aussprach, über den Grund und Zweck einer Entführung oder was sonst diese gleichzeitige Abreise bedeuten mochte.

Am folgenden Morgen überzeugte er sich durch eine Anfrage bei Drogenows Hauswirthin, daß diese über Ziel und Dauer seiner Reise noch weniger wußte als er. Indessen bestärkte seinen Argwohn ihre hingeworfene Aeußerung:

— Der Herr Rath sind eben ein Junggeselle, um dessen Ausgänge ich mich nie kümmern mochte.

Er bat die Frau, dem Genannten seinen Besuch ganz zu verschweigen, weil derselbe glauben könnte, er sei auf dem Amte von seinen Vorgesetzten vermißt worden, was durchaus nicht der Fall sei.

Nach einigen Tagen wurde Bentem gegen Abend auf seinem Bureau durch Drogenows Eintritt überrascht, der ihm sagte, er sei soeben zurückgekehrt und habe sich beeilt, sich bei ihm zu melden, da er ihn ohne Zweifel schon früher zurückerwartet habe. Zugleich erkundigte er sich mit unbefangener Miene, wie sich seine Tochter und Fräulein van Molum befänden.

Der Geheimrath betrachtete ihn mit argwöhnischen Blicken und stieß die Frage heraus:

— Wissen Sie in der That nicht besser als ich, wie und wo sich Fräulein van Molum befindet?

Der Rath kam bei diesem inquisitorischen Verfahren denn doch ein wenig außer Fassung, sammelte sich aber bald und sagte:

— Ihre offene Frage, deren ganze Bedeutung mir plötzlich tagt, erlauben Sie mir ebenso offen zu erwidern. Durch Sie erfahre ich erst, daß Fräulein van Molum ihr Haus verlassen hat und daß dabei auch für Sie ein Räthsel obzuwalten scheint. Verstehe ich Sie richtig, so combiniren Sie dieses Räthsel mit der Anziehungskraft, welche diese Dame einst in Wahrheit auf mich geübt hat. Darf ich noch ein Bekenntniß hinzufügen?

— Sie verpflichten mich durch völlige Offenherzigkeit! antwortete Bentem freundlicher.

— Weil ich zu bemerken glaubte, daß mein verehrter Chef jene Anziehungskraft gleich mir empfand und, glücklicher als ich, durch active magnetische Kraft erwiderte, entsagte ich meinen Wünschen. Ich meine, dies könnte Ihrem Scharfblicke nicht entgangen sein.

— Nun denn, Ihr glücklicherer Chef hat den ihm gütig zugetrauten Scharfblick wenigstens nicht am Schlusse der Tragicomödie bewährt. Oder vielmehr dieser Schluß fehlt noch und fordert unseren beider-

seitigen Scharfsinn heraus. Die Listige hat uns eben Beide genarrt. Aber warum und Wem zu Gunsten?

— Sind Sie gewiß, daß ein ihren Augen größeres oder sichereres Glück sie wegrief? Nicht vielleicht ein Unglück? Kennen Sie ihre mir dunkle Vergangenheit genauer? Irre ich nicht, so thaten Sie mir einmal eine Aeußerung, die auf Zwiespalt in ihren Familien-Verhältnissen, auf einen tyrannischen Vater deutete.

— Mehr als diese Andeutung, welche ich ihrer Tante verdankte, weiß ich selbst nicht. Letztere konnte oder wollte mir nicht mehr sagen und ich fand es un-delicat, Beider Vertrauen weiter herauszulocken oder herauszufordern. Und die Tante selbst erwartet die Lösung der neuesten Räthsel mit gleicher Ungeduld wie ich.

Bentem erzählte nun dem Rathe ausführlich das Vorgegangene und lud ihn darnach ein, ihn zu seiner Tochter zu begleiten.

— In solchen Dingen, sagte er, reicht der Spür-sinn der Frauen weiter als die Logik der Männer. Vielleicht hilft uns doch noch Elodie auf die Spur.

Und so geschah es, jedoch ohne daß diese ihre Sinne anzustrengen brauchte.

Sie empfing nämlich die Eintretenden mit einiger Aufregung, welche ihr Vater im ersten Augenblicke der unerwarteten Erscheinung Drogenows zuschrieb.

— Eine Neuigkeit! rief sie, indem sie zunächst ihrem Vater forschend in die Augen sah. Ich denke, wir thun klüger, zu lachen als uns zu ärgern.

Ihr Vater lachte jedoch nicht, als er auf einer zierlichen Karte, die sie ihm in die Hand gab, die wenigen Worte las:

„Marquis v. Bellemontagne und Ida v. Bellemontagne, geborne van Molum, empfehlen sich Ihrer Gewogenheit.“

Er las sie noch einmal schweigend und gab sie dann dem Rathe, der nicht weniger verblüfft war und sich mit dem Ausrufe Luft machte:

— Teufel, diese Heuchler!

Elodie sagte, diese an sie adressirte Anzeige sei erst vor wenigen Minuten durch die Post angekommen, verschwieg aber ein beigelegtes Billet Idas an sie, auf welchem die Worte standen:

„Daß wir *Sie* täuschen mußten, betrübt uns aufrichtig. Aber *mir* mögen Sie es dennoch danken, daß ich nicht einem andern Stern folgte!“

VII.

Wir kehren vorerst einige Schritte weit bis an den Beginn des letzten Abschnitts zurück, um den dort erwähnten Monolog des Marquis nach seinem letzten Zusammensein mit Bentem kennen zu lernen. Dieser lautete:

„Der alte Geck verdient sein Schicksal und ich die Braut — folglich bin ich der Glückliche!" hatte er etwas langsamer hinzugesetzt.

Er wußte bei jenem Morgenbesuche in Bentems Hause voraus, daß er ungestört die letzte Abrede mit Ida treffen konnte. Daß er bei dieser sich länger verweilt hatte, erfuhren Bentem und seine Tochter erst jetzt durch genauere, aber vorsichtig gehaltene Nachfragen bei der Dienerschaft, wobei denn auch schwache Spuren eines von Ida nicht durch die Post gepflogenen Briefwechsels entdeckt wurden.

Um deutlicher zu sehen, verlassen wir dieses Haus und den letzten Zeitraum unserer Erzählung, um die Vergangenheit des Neuvermählten kennen zu lernen.

Bellemontagne war der letzte Sprosse einer vornehmen, aber verarmten französischen Familie. Ohne sich gerade einzuschmeicheln, gewann der aufblühende Jüngling die lebhafte Theilnahme der reichen, nicht mehr jungen Wittwe des Banquiers Desgranges, die ihm die Mittel zu seinen Studien und zu dem Beginne seiner diplomatischen Laufbahn spendete. Er war sehr dankbar für ihre mütterliche Sorge. Als er ihr am Ende seiner Studienjahre die besten Zeugnisse seiner Lehrer vorlegte und sie ihn voll Freude darüber an ihr Herz drückte, beichtete er ihr gerührt und unaufgefordert einige Studentenstreiche, die Intermezzi seines ernsten Fleißes, zu welcher ihn hier ein flotter Cumpan, dort eine hübsche Grisette vorlockt hatten.

Madame Desgranges erschrak, wurde aber durch seine Offenheit und sein Versprechen radicaler Besserung beruhigt. Aber seine erregbare Natur, sein halb unverschuldeter Mangel an sittlichen Grundsätzen und dazu die Gunst, die ihm sein Aeußeres und seine Umgangs-

weise bei lebenslustigen Männern und Frauen gewann, führten ihn in neue Versuchungen.

Seine Wohlthäterin hatte unbestimmte Kunde davon erhalten und beklagte sehr, daß sie die leichtsinnige Jugend ihres Lieblings nicht persönlich überwachen konnte. Sie stellte ihn zur Rede und verhehlte ihm neben ihrem Schmerze auch nicht ihren Unwillen. Diesmal erschrak er und versprach um so eifriger, ein solider Mann zu werden, weil sie ihm einen Wink gab, daß hievon der Umfang, ja die Fortsetzung ihrer finanziellen Unterstützung abhinge.

Aber sein erstes Verbesserungsgelübde war aufrichtiger gemeint gewesen als dieses zweite, bei welchem die Klugheit der Pietät eine minder lautere Triebfeder zugesellte. Mit größerer Gewissenhaftigkeit als die zehn Gebote beobachtete er jetzt das elfte der vermehrten Ausgabe dieses Codex: das Gebot, sich nicht erwischen zu lassen. Doch auch desto sorgfältiger wachte die Vorsehung in Gestalt der Wittwe über ihm und verwandelte sich bei einer neuen und größeren Unbesonnenheit, die er beging, in eine in jeder Beziehung mehr als mütterliche Richterin.

Madame Desgranges faßte bei der Kunde von seinem neuen Rückfalle den großartigen Entschluß, ihn zwischen Sein und Nichtsein zu stellen und seiner gründlichen Bekehrung ihre eigene Person zum Opfer zu bringen.

Sie stellte ihm nämlich die Wahl, ihre Freundschaft für immer aufzugeben, oder sie in Liebe zu verwandeln, id est sie zu heirathen.

Sie „sprach ein großes Wort gelassen aus", und er hatte Geistesgegenwart genug, um es ebenso gelassen zu beantworten.

Vor den Füßen des Verwöhnten gähnte ein Abgrund auf; er horchte aus dem Worte den festen Willen heraus, der es hervorgerufen hatte.

Zugleich gingen ihm auch sofern die Augen auf und beinahe über, als er das Frauenherz seiner Wohlthäterin in seinen Tiefen erkannte.

Diesmal verwünschte er seine eigene Liebenswürdigkeit, doch nicht für alle Zukunft.

Zur rechten Zeit erinnerte er sich jener schweigenden Vorbehalte, der Mentalreservationen bei jedem Gelübde, welche ihm seine ersten Erzieher, Patres societatis Jesu, nach der Sittenlehre ihres Ordensgenossen Gury schon früh schmackhaft gemacht hatten. Bekanntlich ist

dieses äußerst bequeme und humane Lehrbuch auch in deutschen Schulen und Priester-Seminarien eingeführt, wie z. B. zu Mainz am Rhein.

Diese Gedanken flogen durch seine bewegte Seele und er reifte in wenigen Minuten zum entschlossenen Manne. Doch dürfen wir nicht verschweigen, daß der unverhoffte Heirathsantrag bereits von notariell beglaubigten Ehepacten begleitet war, in welchen die großmüthige Dame, mit dem Gewichte ihrer Person und dem noch stärkeren ihres sonstigen Besitzes verbunden, ein großes Capital in die Wagschale gelegt hatte, das sie ihrem künftigen Gatten als Prämie und Hochzeitsgabe zum unbeschränkten Eigenthum bestimmte. Sie mochte befürchtet haben, ihn durch den Gedanken an eine seiner Manneswürde zuwiderlaufende völlige Abhängigkeit und Bevormundung zurückzuschrecken.

Doch untersuchen wir Beider Beweggründe nicht genauer. Genug, die alternde Frau wurde die Gattin des kaum den Studentenjahren entwachsenen Mannes.

Die Honigmonde vergingen süß genug für die Neuvermählte und der junge Gatte verzog mindestens nie merklich das Gesicht dabei.

Bald nach ihrem Ablaufe suchte und erhielt er mancherlei diplomatische Missionen, die er zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und zu gerechtem Stolze seiner Gattin ausführte. Die dadurch bedingten Reisen führten ihn gewöhnlich nach kurzer Abwesenheit wieder zu ihr zurück. Auf eine feste Anstellung und Ansiedelung bei einer Gesandtschaft durfte er noch nicht rechnen und war weit entfernt, gegen sie die unersetzliche Freiheit austauschen zu wollen, die er als Attaché und Commis voyageur genoß.

Dagegen suchte er die Dauer seiner Missionsreisen immer mehr auszudehnen und seine Frau immer mehr an seine längere Abwesenheit zu gewöhnen. Von etwaigem Gelüste, ihn zu begleiten, ließ sie sich durch die Schattenseiten des unsteten Wanderlebens zurückhalten, die er ihr lebhaft schilderte, wie z. B. Seekrankheit und Seestürme, gefährliche Eilfahrten bei Nacht, Eisenbahnunfälle, „keine Ruh bei Tag und Nacht" in überfüllten Gasthöfen und in unbehaglichen Chambres garnies, während er seine ganze Zeit und Kraft seinem Berufe widmen müsse, und so Mehreres.

Er verschwieg ihr freilich, daß sein liebebedürftiger Sinn sich draußen für die Entbehrung des traulichen

Ehelebens zu entschädigen wußte und daß seine Reisen ihn nicht blos auf dornige Pfade seiner schwierigen Pflichten führten, sondern auch bisweilen in das Land der Romantik, in welchem nicht einmal alle Rosen mit Dornen bewehrt sind.

So befanden sich denn Beide wohl bei diesem Wechsel des Lebens, bei diesem Adieux sans adieu.

Bei einem längeren Aufenthalte in den Niederlanden lernte er Ida van Molum kennen, und zwar in jenem Institute selbst, zu dessen Erziehungsplan auch die Einführung der künftigen Lehrerinnen und Gesellschafterinnen in den Ton der guten Gesellschaft gehörte. Zu den Mitteln derselben zählten Soiréen, zu welchen auch gebildete junge Männer eingeladen wurden. Hier sah der Marquis Ida zuerst und sein ihr zufliegendes Herz begegnete dem ihren bereits unterwegs.

Nachdem bald hierauf Ida in ihr elterliches Haus zurückgekehrt war, wußte er sich auch dort günstig einzuführen. Bald galt er bei ihren Eltern und bei aller Welt als Bewerber um Idas Liebe und Hand.

In dem Rausche seines neuen Liebesglückes hatte er den Briefwechsel mit seiner Gemahlin lässiger und kühler unterhalten, als er gewohnt war. Mit plötzlich

erwachtem Argwohn schrieb sie ihm einen Brief voll Vorwürfen über sein Erkalten und langes Ausbleiben, dessen Inhalt und Stil ein starkes Rechtsbewußtsein, aber ein nur geringes Maß holder Weiblichkeit entfaltete. Da nun in seinem Organismus der Sinn für letztere höher entwickelt war als das Pflichtgefühl, so wurde er zwar magnetisch berührt, aber durch den negativen Pol der angewendeten Kraft.

Mit raschem Entschlusse suchte und fand er eine geheime Zusammenkunft mit Ida, bei welcher er ihr sein ganzes Herz und Leben offenbarte.

Er bekannte ihr sowohl seine, durch die Liebe zu ihr schon gemilderte Schuld und die Geschichte seiner Ehe, wie seinen Vorsatz, diese ungesäumt aufzulösen und die ungeliebte Gattin gegen eine geliebte auszutauschen.

Ida kam anfangs außer sich, ließ sich aber bald versöhnen und ermuthigen, mit dem Geliebten dem Jahrhundert Trotz zu bieten, wenn es gälte.

Jedoch konnte sie sich und ihm nicht verhehlen, daß leider ihr Vater dem Trotze wie der Ueberredung einen wahrscheinlich unbesiegbaren Widerstand entgegensetzen werde. Schon zu einer Verheirathung seiner Tochter

mit einem geschiedenen Manne würde er kaum seine Einwilligung geben. Auf keinen Fall durfte er die Sachlage erfahren, bevor die Ehescheidung erfolgt war, „die Lösung aufgezwungener und unwürdiger Bande“, wie sie Bellemontagne euphemistisch und mit leicht beschwichtigtem Gewissen nannte und der Geliebten darstellte.

Aber das Ehepaar war römisch-katholischer Confession und schon deshalb nicht so leicht zu trennen.

Bellemontagne wollte indessen nöthigenfalls zum Protestantismus übertreten, um die Erlaubniß zu einer neuen gesetzlichen Heirath zu erhalten.

Der Unterschied der Dogmatik war ihm wenig bekannt und jedenfalls fühlte er sich darüber erhaben. Auch das Aufsehen in seinen geselligen Kreisen machte ihm durchaus keine sonderlichen Sorgen.

Er wußte, daß selbst in dem Lande der seit Tacitus durch ihre Sittenstrenge bekannten Germanen, Diplomaten und sogar dirigirende Staatsminister manchmal erprobte Ehefrauen gegen neue austauschen, ohne daß deshalb viel Lärm darüber geschlagen wurde.

VIII.

Er schrieb seiner Frau einen Brief mit langer Einleitung und kurzem Schlusse.

Er bewies ihr in jener sonnenklar, daß die Auflösung ihres bisherigen Liebesbundes zu beiderseitiger höherer Befriedigung den alten Bund der Freundschaft und seiner unauslöschlichen Dankbarkeit wiederherstellen werde. Den Schluß machte sein folgerechter Beschluß der Scheidung.

Aber die gute Dame besaß die Unempfänglichkeit ihres Geschlechts für Beweisgründe in hohem Maße und beantwortete den Friedensantrag des Treulosen mit einer plötzlichen Mobilmachung ihrer streitbaren Person, ohne sich hinreichende Zeit und Fassung zur Erwägung der Folgen zu nehmen.

Bellemontagne hatte ihr harmloserweise seine genaue Adresse angegeben, statt ihre Antwort poste restante

zu erbitten. Sie bedurfte nur kurzer geographisch-postalischer Vorstudien, um ihren Reise-Entwurf bis in das Hotel zu machen, in welchem ihr Gemahl logirte.

Sie rückte dort ein, traf ihn aber nicht zu Hause. Der Portier, welchem sie einstweilen ihr Gepäck übergab, sagte ihr:

— Der Herr Marquis befinde sich ohne Zweifel bei Fräulein — ich wollte sagen, bei Herrn van Molum.

Sie nahm sich nur die Zeit, ihre Frisur ein wenig zu ordnen und ein Glas starken Weines zur Nervenstärkung zu nehmen, worauf sie sich nach dem Hause van Molum führen ließ. Dort fand sie jedoch nicht ihren Mann, wohl aber ihre Nebenbuhlerin und deren Eltern.

Ihre Stimmung verbitterte sich noch mehr, da Herr van Molum auf die Nennung ihres Namens höflich sagte:

— Ich habe ohne Zweifel die Ehre, die Mutter unseres Hausfreundes zu begrüßen.

Er hörte zweifelnd ihre zornige Berichtigung an, fand sie aber durch das anfängliche Schweigen und tiefe Erbleichen seiner Tochter glaubwürdig gemacht und wendete sich nun an diese.

Die Schönheit der Prätendentin reizte Frau von Bellemontagne noch mehr auf.

Doch fand sie einige Genugthuung in dem Zorne des Vaters und der Verzweiflung der Mutter, nachdem ihre Tochter ihre Mitschuld umsonst durch ein volles Geständniß der Wahrheit zu mildern versucht hatte.

— Allerdings, hatte diese gesagt, habe ich die Bewerbung des Herrn v. Bellemontagne angenommen in der gewissen Hoffnung der Zustimmung meiner Eltern, da wir seine bereits eingegangene Ehe nicht ahnten. Erst vor wenigen Tagen bekannte er mir diese, gelobte aber, ihre Trennung unverzüglich zu bewirken. Ich glaubte meine Pflicht gegen alle Betheiligten zu erfüllen, indem ich die Ausführung dieses Versprechens abwartete, ohne meine lieben Eltern zur Unzeit meine Schmerzen und Sorgen theilen zu lassen.

Die gegenwärtigen Betheiligten aber fanden diese Pflichterfüllung keineswegs correct, sondern forderten einstimmig ihre unbedingte Aufgebung jedweder Verbindung mit dem „Betrüger" für immer. Vergeblich bestritt sie dieses Prädicat ihres Geliebten, von dessen Ehrlichkeit gegen sie sie überzeugt sei; vergeblich erflehte sie die Verzeihung ihrer Eltern für ihre Beharrlichkeit

und die großmüthige Zustimmung der Frau v. Bellemontagne zu der Ehescheidung, deren Versagung Allen nur Unheil bringen würde.

Fast gleichzeitig verließen die beiden Opfer männlichen Leichtsinns in durchaus nicht opferbereiter Stimmung das unglückliche Haus, um das Objectum litis, den Gegenstand des Streites und den Preis des Sieges aufzusuchen.

Ida wußte eher als ihre Gegnerin den Gesuchten zu finden.

Nach kurzer und entschlossener Abrede versah der Marquis Ida mit den zunächst nöthigen Geldmitteln für den Fall, daß ihr Vater seine Drohung, sie zu verstoßen, ausführen sollte.

Und dieser that es, weil sie sich nicht zu einem Entsagungsgelübde verstand.

Er wollte sie, wie er erklärte, nie wiedersehen, übergab jedoch ihrer Mutter alles baare Geld, das er in der Hand hatte, damit die Verbannte „Zeit gewänne, noch in sich zu gehen und eine ehrenhaftere, ihren Kenntnissen entsprechende Lebensbahn zu betreten“.

Ida zog den ausschließlichen Beistand ihres Geliebten vor und erklärte mit ungeheuchelter Rührung, daß

sie sich wohl bewußt sei, wie viele Opfer ihre Eltern ihr bereits gebracht hätten und daß sie dieses letzte nicht annehmen könne. Dankbar aber nahm sie einen Empfehlungsbrief ihrer Mutter an ihre Schwester in Deutschland an, bei welcher sie vorerst Zuflucht suchen sollte. Jene versagte der scheidenden Tochter ihren Segen nicht, wohin sie auch ihr unsicherer Weg führen werde.

Auf dessen erster Strecke begleitete sie Bellemontagne. Er hatte inzwischen seine Frau gesehen und sie mit vergeblichen Bitten bestürmt.

Beide stellten dabei einander offene Rechnung und Gegenrechnung aller Liebesdienste, die sie sich jemals wechselseitig erwiesen hatten, über Wohlthaten und Dank, Lebensgenüsse und Entsagungen.

Er hatte dabei den Vorzug und Vortheil der Kaltblütigkeit und selbst der Courtoisie bewahrt, während die beklagenswerthe und verblendete Frau ihn mit lauten und schlechtstilisirten Schmähungen überhäufte, die in starkem Widerspruche gegen ihr eigenes gewaltsames Festhalten an ihm standen und am wenigsten geeignet waren, ihn aufs Neue an sie zu fesseln.

Sie schied von ihm, um heimzureisen, mit der Drohung: „Und folgst Du nicht willig, so brauch ich, Gewalt!" wie wir nach Goethe ihre derberen Worte frei übersetzen.

Diese Gewalt übertrug sie vorerst einem geschickten Advocaten, und Bellemontagne that zur Abwehr Gleiches.

Jedoch waren seine Waffen den ihren nicht ganz gleich. Schon um Idas Ruf zu schonen, wollte er so viel möglich allzu großes Aufsehen vermeiden; auch mußte er seine Geldmittel zu Rathe halten.

Ida unterhielt mit ihm, während sie bei ihrer Tante verweilte, einen anfangs belebten Briefwechsel.

Da aber seine Ehescheidung sich immer weiter hinausschob und er in sie drang, ihm einen Besuch zu gestatten, mit durchleuchtender Hoffnung, daß sie ihn dann nicht wieder einsam in die Ferne wandern lassen werde, da fand sie es klüger, dieser Versuchung auszuweichen.

Nach einer Berathung mit ihrer Tante schrieb sie ihm, sie sei ihm mit treuer Liebe ergeben und hoffe von der seinen, daß er ihr die Nothwendigkeit nicht erschweren werde, von ihm getrennt zu bleiben, so lange sie nicht mit ihm durch ein dauerndes gesetzmäßiges

Band vereinigt sein könne. Damit sie sich leichter in diese traurige Nothwendigkeit finde, lege sie sich selbst die schwere Entbehrung des Briefwechsels mit ihm auf und wolle eine zeitlang völlig eingezogen leben in stiller häuslicher Thätigkeit; ihre Tante sei bemüht, ihr eine Stellung in gutem Hause zu suchen. Durch diese möge er ihr von Zeit zu Zeit von seinem Schicksale Nachricht geben; wie sich dasselbe auch gestalte, werde sie es mit innigster Theilnahme verfolgen.

Sie hielt Wort und er mußte sich darin finden. So lange sie noch bei ihrer Tante war, hielt sie sich verborgen und nahm nicht am geselligen Leben Theil. So kam es auch, daß damals Bentem, der bei Lebzeiten seiner Gattin nur selten den befreundeten Junggesellen besuchte, den heimlichen Gast seines Hauses nie zu Gesichte bekommen hatte.

Wir kennen bereits den weiteren Verlauf ihres Lebens, bevor sie in Bentems Haus eintrat.

Sie und ihre Tante fanden es für gut, Bellemontagne den späteren Wechsel ihres Aufenthalts nicht näher anzugeben und ihn dringend zu bitten, nicht weiter nachzuforschen, um Idas schwer errungene Ruhe nicht zu stören.

Er lebte thatsächlich von seiner Frau geschieden, setzte seine Bemühungen fort, eine gerichtliche Scheidung zu erlangen und hielt bestmöglich Ida seine Treue; nur bisweilen kam „a Bissel Falschheit" daneben vor. Als ihm sein Beruf einen länger dauernden Aufenthalt in Deutschland darbot, erschien ihm Idas Bild wieder in allem alten Reize und er ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, ihr näher zu sein und hoffentlich ihren vollen Besitz zu gewinnen. Er empfahl seinem Anwalte die raschere Förderung seiner Ehescheidung, selbst um den bisher vermiedenen Preis, sein Verhältniß zu Ida in einem Lichte darzustellen, das es zu einem gerichtlichen Scheidungsgrunde tauglich machte.

Als er Idas Tante seinen bevorstehenden Besuch anzeigte, war Jene bereits in Bentems Hause so weit einheimisch geworden, daß sie die Charaktere der Bewohner und der Besucher einigermaßen kennen gelernt und dadurch eine Richtschnur für ihr Benehmen gewonnen hatte. Die Tante war vorsichtig genug, um den Marquis zu einer Zusammenkunft außerhalb ihres Wohnorts einzuladen, damit seine Person und seine Beziehungen zu ihr und ihrer Nichte Niemandem vorzeitig bekannt würden. Zu beiderseitigem Erstaunen

ergab es sich bei diesem Stelldichein, daß Bellemontagnes Bestimmung gerade der jetzige Wohnort Idas war.

Nach seinem Berichte erschien ihr die Lage nicht ungünstig und sie sah sogar einen Wink der Vorsehung in dem Umstande, daß sein und Idas Schicksal Beide an Einen Ort zusammenführte, ohne daß er ihre Anwesenheit daselbst voraus gewußt hatte. Sie erbot sich, vor seinem Eintreffen daselbst einen kurzen Briefwechsel zwischen Beiden zu vermitteln, damit nicht ihr erstes Wiedersehen den Umgebungen Dinge verrathe, welche bis jetzt tiefes Geheimniß bilden mußten. Zugleich aber nahm sie ihm das Versprechen ab, keinen Schritt zu thun, der Idas Ruf und Stellung gefährden könne und ihr Verhältniß zu einander Niemanden errathen zu lassen, bis er völlig unabhängig geworden sei, um eine Entscheidung zu beiderseitigem Besten treffen zu können.

Sein uns bekanntes Verhalten in Bentems Hause, in welches er ohne Mühe Eintritt gefunden hatte, beruhte zunächst auf einer Uebereinkunft mit Ida, welche sowohl der Klugheit wie ihrem gemeinsamen Geschmack entsprach. Sein Name und seine Vergangenheit waren zu seiner Zufriedenheit bis dahin hier zu Lande Jeder=

mann fremd und die Vertheilung der activen und passiven Rollen ging ohne Störung vor sich.

Er und seine Freundin führten die ihren so gut durch, daß sie einander bisweilen im Stillen das Zutrauen oder Mißtrauen schenkten; die Rolle möchte zum Ernste werden. Bekanntlich indessen pflegen kleine Eifersüchteleien die Liebe neu zu beleben, und die Möglichkeit des Verlustes erhöht den Werth des Besitzes. Wir haben früher versucht, das Verhalten der Beiden zu dem Geheimrath und zu seiner Tochter näher zu beleuchten, und in den Herzen, besonders der Letzteren, zu lesen.

Das Spiel dauerte nicht gar lange.

Nach einiger Zeit hatte Bellemontagnes Anwalt durch die letzten Mittel des verabredeten Verfahrens endlich die kirchenrechtliche Scheidung herbeigeführt und Frau v. Bellemontagne zur freien Einwilligung vermocht, da sie selbst jetzt der steten Unruhe und dem Aergerniß ein Ende zu machen wünschte.

Sogleich nach der Ausfertigung des Scheidungsspruches war sie in ein Kloster eingetreten, jedoch nicht als Novize, sondern nur als Kostgängerin.

Dem Kloster hatte sie, wie man sagte, ihr ganzes Vermögen vermacht, indessen mit der Clausel: „für den Fall, daß sie keinen neuen Ehebund einginge“ — einen Fall, den ihre näheren Bekannten nicht für unmöglich hielten, obwohl dazu nicht blos ein Partner, sondern auch die Erlaubniß des Heiligen Vaters nöthig sein würde.

Der Marquis schaffte nun das letzte Hinderniß seiner Verheirathung mit Ida durch seinen Confessionswechsel weg. Ein nicht weit von seinem jetzigen Aufenthalte wohnender lutherischer Pastor übernahm die doppelte Function: Erstens, den erfreulichen Zuwachs seiner Kirche amtlich zu bestätigen, nachdem er dem Marquis den kurzen Inbegriff ihrer Hauptlehren in einleuchtender Weise bei einem Frühstück beigebracht hatte, und zweitens, den neuen Ehebund des Bekehrten einzusegnen.

Dieser drang umsomehr auf Beschleunigung, da seine Oberen auf seine Bitte einen Ortswechsel für ihn verfügt hatten, der ihm und Ida nur wünschenswerth sein konnte.

Für den Fall, daß der Pastor für die Unvollständigkeit der Formalien und der beizubringenden Urkunden

zur Rechenschaft gezogen und mit einer Ordnungsstrafe belegt werden könne, deckte der Marquis das Risico desselben zum voraus durch eine Geldsumme.

Das Brautpaar fand es gerathen, allen delicaten Auseinandersetzungen und zweifelhaften Glückwünschen in den letzten Umgebungen sich zu entziehen und auf der nächtlichen Fahrt auch den Wohnplatz der Tante zu umschiffen. Ida hätte zwar diese gern als Vertreterin ihrer Mutter bei der Trauung gesehen, durfte aber wiederum sich und ihren Hausherrn gegenüber dem Geheimrath nicht compromittiren. Voraussichtlich würde die Tante auch auf längeren Aufschub gedrungen haben, um zuerst die Formalitäten zu vervollständigen und einen Aussöhnungsversuch bei Idas Eltern zu machen. Somit erschien es zweckmäßiger, auch ihr vorerst das Ganze geheim zu halten und ihr alle Verantwortlichkeit zu ersparen.

Erst nach der Trauung theilte ihr Ida alles Vorhergegangene mit, nebst den Gründen der Geheimhaltung und erhielt leicht ihre Verzeihung.

Vergeblich aber suchte sie die ihres Vaters, der sie nicht wieder als sein Kind anerkennen wollte.

Kaum gestattete er ihrer Mutter, ihr schriftlich Glück und Segen zu wünschen; die Arme glaubte selbst nicht an das Glück, das sie der Zukunft ihrer Tochter wünschte!

Den Marquis hatte der Abschluß der Wirren in die heiterste Stimmung versetzt.

Seine Schadenfreude gegen Bentem erstreckte sich auch auf Drogenow, in welchem er ebenfalls einen Nebenbuhler gesehen hatte. Die Ironie des Zufalls machte diesen einige Stationen zum Reisegefährten des Paares, und der Marquis erschreckte Ida durch den neckischen Vorschlag, ihn zum Brautführer zu erwählen.

Sie verhüteten es unter dem Schutze der Nacht, von ihm bemerkt zu werden.

Der Leichtsinn des Marquis hielt ihn indessen nicht ab, die Zukunft zu bedenken und durch die lobenswerthesten Entschlüsse auch Idas Zuversicht auf dieselbe zu bestärken. Sie entwarfen ihr Budget wenigstens für Jahresfrist in bürgerlich bescheidenem Maße. Der Rest des von seiner Frau ihm übergebenen Capitals und seine Diäten sicherten vorerst ihre Bedürfnisse. Eine festere und einträglichere Stellung konnte ihm späterhin nicht entgehen.

Ueberdies lieferte ein Dämon, der die erledigte Stelle seines katholischen Schutzengels angetreten haben mochte, ihm auf der Hochzeitsreise an einem Badeorte einen bedeutenden Spielgewinnst, den er gewissenhaft mit Ida theilte.

Sie gerieth jedoch in großer Angst vor dieser Einnahmsquelle durch einen Pistolenschuß, dessen Wirkung den grünen Tisch blutroth färbte und dagegen selbst die Wangen des glücklichen Gewinners erbleichen ließ.

Was dieser gewonnen hatte, kam ungefähr dem Verluste des unbesonnenen Handelscommis gleich, der den Inhalt seiner Eincassirungen verspielt und nun durch den gelungenen Selbstmord gedeckt hatte, zwar nicht für sein Haus, aber doch für sein erloschenes Bewußtsein.

Bellemontagne stillte einigermaßen Idas Aufregung durch die Versicherung, daß er jetzt zum ersten- und zum letztenmale gespielt habe.

IX.

Vergebens suchte Elodie ihren Vater zu besänftigen, der nicht einmal glauben wollte, daß ihr Herz durch die Bewerbungen des Marquis, wie durch seine Perfidie unberührt geblieben sei. Jedenfalls fand er ihre Ehre gekränkt in den Augen der Gesellschaft, in deren Mitte ihr Jener seine Huldigungen dargebracht und sie dieselben wenigstens nicht in auffälliger Form abgelehnt hatte.

In diesem Lichte stellte er auch brieflich seinem Sohne die „erlittene Schmach" dar.

Weit tiefer empfand diese Schmach sein Egoismus, seine gekränkte Eitelkeit, als ihm persönlich angethan — weit mehr, als sein getäuschtes Herz, wiewohl auch das weggeworfene, durch Undank erwiderte Vertrauen ihm schwere Nachwehen brachte.

Er hatte dem Fremdling sein hochgeachtetes Haus geöffnet, seine scheinbaren Bemühungen um seine Tochter

begünstigt, sogar ihm seine eigene Neigung und Hoffnung in Bezug auf Ida anvertraut — und wie hatte der „Betrüger", wie das scheinheilige Paar alle diese Gunst vergolten!

Drogenow, der zwar auch nicht in seines Herzens Tiefe, aber ebenfalls in seinem Selbstbewußtsein und in seinem geselligen Rufe sich verletzt fand, schürte die Erbitterung seines Chefs gegen den Abenteurer, der sie Beide zum Besten gehabt hatte.

Daß nun auch Roderich den Darstellungen seines Vaters und des Raths mehr glaubte, als der nüchternen seiner Schwester, das gab den Ausschlag für ein schweres Verhängniß, welches aus der mäßigen Tragik der Ereignisse sich für die ganze Familie entwickelte. Der ritterliche und soldatische Sinn des jungen Officiers empfand die Beleidigungen des französischen Gastrechtbrechers nicht mit brütendem Grolle, sondern als Aufruf zur rächenden That.

Er nahm sich unverzüglich Urlaub, aber leider nicht die Zeit zu einem Besuche daheim, wo seine Schwester wahrscheinlich dem größeren Unheil vorgebeugt haben würde. Vielmehr verfolgte er die bald nicht mehr verborgen gehaltenen Spuren der Entwichenen.

Während sein haltloser Vater hastig sein Haus der schadenfrohen guten Gesellschaft verschlossen und begonnen hatte, sich in der schlechtesten außerhalb desselben zu betäuben, suchte und fand der junge Rächer die Schuldigen in einer Stadt an der französischen Grenze.

Der Marquis gewann seine im ersten Augenblick schwankende Fassung wieder, da Roderich ihm Genugthuung nach Standessitte abforderte in Gegenwart seiner zitternden Gattin und diese mit den höhnischen Worten tröstete:

— Ihr Herr Gemahl wird allem Schaden vorbeugen, sei es durch eine reuige Abbitte, sei es durch seine vielbewiesene Geschicklichkeit, unangenehmen Scenen und drückenden Verpflichtungen aus dem Wege zu gehen!

Ehe dieser Tag verging, erschallten auf einem im Gebüsche versteckten Plätzchen außerhalb der Stadt zwei Schüsse. Auf der Wahlstatt der sogenannten Ehre lagen zwei Männer, der Eine, soeben noch ein lebenskräftiger Krieger, jetzt eine Leiche, der Andere ohnmächtig, das hübsche Gesicht durch eine starke Wunde entstellt. Erschüttert blicken auf sie der Arzt, die Se-

cundanten und die Zeugen, auch um die Folgen für sich selbst bange.

Keiner von ihnen kannte die Verunglückten und die Ursachen ihres Zweikampfes näher; die Secundanten — Officiere der hier liegenden Garnison — hatten nur kurze Besprechungen mit ihnen gehabt. Indessen hatten Alle den furchtbaren Ernst des Kampfes voraus gewußt und zu den nöthigsten Vorsichtsmaßregeln mitgewirkt.

In geringer Entfernung hielten zwei Wagen und Ida war zur Flucht bereit.

Ida harrte verzweiflungsvoll auf den Ausgang des „letzten Schrittes zur Sühne", wie ihr Mann bei seinem Weggange sein Vorhaben genannt hatte, ohne sie täuschen zu können, noch sich durch sie zurückhalten zu lassen.

Der Arzt bezeugte die meiste Geistesgegenwart.

Er untersuchte die Wunden, erklärte Roderich für todt, die Wunde des Marquis für heilbar und sich bereit, Letzteren über die nahe Grenze auf französisches Gebiet zu geleiten, um dort eine Unterkunft und einen Wundarzt für ihn zu suchen. Die Reinigung der

Wunde und den ersten Verband besorgte er an Ort und Stelle:

Währenddessen erwachte der Marquis aus seiner Ohnmacht, richtete sich mit Hülfe der Umstehenden auf und wollte zu dem regungslos an einen Baum gelehnten Gegner hineilen. Als er in die gebrochenen Augen blickte und das Todesurtheil des Arztes vernahm, stöhnte er:

— Und ich ein Mörder, und um welchen Preis!

Der Abend dämmerte, als die beiden dichtgeschlossenen Wagen nach verschiedenen Richtungen abfuhren. Alles Aufsehen wurde glücklich vermieden, in der nahen Stadt der stille Insasse des zurückgehenden Wagens an geeigneter Stelle untergebracht und Idas Abreise bewerkstelligt.

Sie erreichte den langsam gehenden Wagen ihres Gatten noch unterwegs und wollte zu ihm einsteigen. Im Dunkel der Nacht blieb er ihr unsichtbar und nur der Arzt hatte ihren Anruf beantwortet.

Angstvoll wiederholte sie den Namen ihres Gatten, und stieß unwillkürlich, da der Arzt ihr sagte: „Beruhigen Sie sich, er ist gerettet!“ einen Freudenruf aus, der Jenen aus seiner Betäubung weckte.

— Danke Gott nicht! sagte er mit matter Stimme. Er hat nichts mit meiner Rettung zu schaffen. Berühre meine Hand nicht! fuhr er fort, als sie sich schnell neben ihn gesetzt hatte und seine Hand fassen wollte. An ihr klebt das Blut eines Erschlagenen und mir dünkt, er sitzt zwischen uns Beiden!

Es gelang der Betroffenen nur mit dem Beistande des Arztes, den krankhaft Erregten zu beruhigen, dessen Grauen sich zu ihrem Schmerze auch auf ihre Person zu erstrecken schien, da er fortwährend ihre Berührung vermied.

Der Arzt, der vor Allem auf möglichste Beruhigung seines Patienten bedacht war, rieth ihr, vorläufig wieder den Platz in ihren Wagen einzunehmen, den sie ohnehin wegen des mitgeführten Gepäcks bis an das ihr bekannt gewordene Reiseziel gemiethet hatte. Der Arzt versprach ihr sofortige Nachricht, sobald ihre unmittelbare Nähe räthlich erscheine.

Sie befolgte seinen Rath, befahl ihrem Kutscher, gleichen Schritt mit dem andern Wagen zu halten und nahm tiefbekümmert ihren alten einsamen Sitz wieder ein.

Sie hatte den Trost, unterwegs noch einmal, doch nur für einige Augenblicke, zu ihrem Manne berufen zu

werden, der sie um Vergebung bat, wenn er sie vorhin in seinen fieberhaften Träumen gekränkt hätte.

Aber neue Gemüthsbewegungen harrten ihrer, da sie, nach gelungener sicherer Aufnahme in der französischen Grenzstadt, zum ersten Male ihr Amt als Pflegerin verwalten sollte und bei dem Wechsel des Verbandes das gänzlich veränderte Antlitz ihres Mannes sah. Die eine Seite desselben klaffte blutig und das geschlossene und verschwollene Auge barg vielleicht eine noch schwerere Verletzung. War dieser Verstümmelte noch der blühende Genosse ihrer glücklichsten Stunden und sollten diese jemals wiederkehren?

Doch hier verlassen wir die Beiden, um zu noch Unglücklicheren zurückzukehren.

Roderich hatte unmittelbar vor dem Duell einige Zeilen an seinen Vater geschrieben und seinem Secundanten übergeben, mit der Bitte, sie nach Umständen zu befördern und einen Bericht über den Ausgang zuzufügen.

Dieser erfüllte seine traurige Verpflichtung mit Theilnahme und Zartheit, aber auch mit Unparteilichkeit. Er meldete zugleich Bellemontagnes Verwundung und seine Flucht mit seiner Frau, und verschwieg nicht,

daß Roderich, jeden Sühneversuch ablehnend, Jenem zum Kampfe auf Leben und Tod genöthigt hatte.

Auf diesen furchtbaren Schlag war am wenigsten Elodie vorbereitet, weil sie jene aufreizenden Briefe ihres Vaters und Drogenows nicht gekannt hatte. Auch las sie jetzt zuerst ihres Bruders Antwort an den Vater, in welcher er gesagt hatte:

„Ich reise ab, um die gekränkte Ehre unseres Hauses zu sühnen und das Spiel zu strafen, das ein Verräther mit Elodiens Herzen getrieben hat."

Sie klagte freilich nicht sich, sondern ihren Vater der Schuld an, daß Roderichs Eifer für die „Ehre des Hauses" durch — dazu irregeleitete — Bruderliebe verschärft worden war, aber sie empfand doch ihren unverschuldeten Antheil an dem Untergange des Bruders als ein entsetzliches Schicksal.

Dennoch war sie nicht so tief niedergeschmettert wie ihr Vater. Er warf sich jetzt vor, den Sohn in den Tod gejagt zu haben, aber seine kraftlose Sinnesweise fand kein Mittel zur Erhebung über seine Schuld und seine Reue. Er eilte vielmehr weiter auf dem bereits angetretenen Wege der wüsten Zerstreuung und entfernte sich ganz von seinen alten Bekannten, die aller-

dings eine schlechte Stütze für ihn gewesen sein würden und sich großentheils herzlos gegen ihn und seine Tochter erwiesen. Das Schlimmste war, daß er sich auch durch Letztere nicht zurückhalten ließ, so dringlich sie ihn auch bat und mahnte, das gemeinsame Leid in innigem Anschlusse an sie zu tragen und zu erleichtern. Ihre Trauer selbst, die sie nicht in Heiterkeit umgestalten konnte, verscheuchte ihn von ihr. Seine tiefgewurzelte Genußsucht begehrte um jeden Preis Ersatz für die verscherzte Lebensfreude und er bedachte nicht, daß seine Verirrungen Elodien in immer tieferen Schmerz versenkten.

Der Einzige seiner früheren Bekannten, der Elodiens Bemühungen eifrig unterstützte, war Drogenow.

Seine Mitschuld an Roderichs Geschick erfüllte ihn mit einer Reue voll der besten Empfindungen und Vorsätze, entfremdete ihm aber den Geheimrath. Dieser schob ihm noch einen Theil seiner eigenen Schuld zu, wie dies schwache Menschen gegen die Genossen ihrer Thorheiten und Vergehen zu thun pflegen, wann die Folgen über sie kommen.

Elodie lernte den Rath jetzt höher schätzen als früher und zeigte sich ihm sehr dankbar für seinen Beistand.

Da er aber in dieser Dankbarkeit eine wärmere Empfindung zu suchen schien, eine Erwiderung seiner eigenen wachsenden Neigung zu Elodien, da wurde diese zurückhaltender. Seine häufigeren Abendbesuche waren ihr willkommen gewesen, so lange sich ihr Vater dadurch von seinen verderblichen Irrfahrten zurückhalten ließ. Aber diese Wirkung hörte bald auf und Elodie vermied es nun, mit Drogenow allein zu sein.

Mit ihrem Vater ging es immer schneller bergab. Er wurde nachlässig in seinem Amte, verlor Schritt vor Schritt mehr in der öffentlichen Achtung und beantwortete Mahnungen der obersten Regierungs-Behörde mit thörichtem Hochmuth und Eigensinn. Die Folge war seine Pensionirung, mit welcher auch eine Minderung seines Einkommens verbunden war. Zu spät gingen ihm die Augen auf und doch noch nicht ganz. Er schrieb seine Entlassung zum Theile den Nachreden und Ränken zu, durch welche, wie er meinte, Stellensucher ihn verdrängen wollten. An solchen fehlte es freilich nicht, aber sein Argwohn wendete sich auch gegen die Schuldlosen, sogar gegen Drogenow, den er auch in diesem Punkte verkannte und zurückstieß.

Er versuchte eine Audienz beim Landesherrn zu erhalten, ohne sich selbst über ihren Zweck völlig klar zu sein. Die Mühe einer verworrenen und fruchtlosen Rechtfertigung wurde ihm durch eine schroffe Abweisung erspart. Mit seinem Rufe hatte er die Ansprüche auf die Gnade eines Fürsten verloren, welchem die öffentliche Meinung in solchen Dingen mehr galt, als auf politischem Gebiete.

Tödtlicher Mißmuth und die Folgen seiner Ausschweifungen erschöpften in kurzer Zeit seine Lebenskraft. Ein Schlagfluß warf ihn auf das Sterbebett, an welchem seine Tochter und bald auch der verkannte Freund standen.

An seinem geistigen Auge zog sein ganzes eitles und markloses Leben vorüber und die schwere Verschuldigung an seinen Kindern, deren Folgen all seine Reue und Buße nicht mehr ändern konnten. Mit stammelnder Zunge bat er seine Tochter um Vergebung, daß er sie als hilflose Waise zurücklasse.

Bevor sich seine Sinne ganz verschleierten, sah er Drogenow Elodiens Hand fassen und vernahm seinen Ausruf:

— Lassen Sie mir diese Hand, die meine soll sie treu stützen!

Er wollte noch seine Hand segnend auf die vereinten der Beiden legen, aber er konnte seinen letzten Gedanken nicht mehr ausführen, dessen heller Nachglanz auf den Zügen des Todten blieb.

Elodie zog mit warmen Drucke ihre Hand aus der des treumeinenden Mannes.

— Ihre Hand darf ich nicht annehmen, sagte sie sanft, weil ich Ihnen nicht das Maß der Neigung bringen kann, das Sie verdienen. Aber die Erinnerung an den liebevollen und großmüthigen Freund bleibt mir ein Kleinod für die Zukunft, die ich mir mit eigener Kraft erringen muß.

Er nahm diese Entscheidung mit achtungsvollem Ernste hin und bejahte herzlich Elodiens Bitte, ihr noch eine Weile als hilfreicher Freund zur Seite zu stehen. Er übernahm die äußeren Aufgaben, die jetzt noch zu erledigen waren, sowohl für das Begräbniß, wie für die geschäftlichen Angelegenheiten, in welchen Rath und Beistand des Rechtskundigen Elodien sehr zu Statten kam.

X.

Der Sterbende hatte seine Tochter verwaist und hilflos genannt; aber diese Ausdrücke paßten doch nicht ganz auf sie. Leider fühlte sie sich nicht in dem Grade verwaist, wie solche Töchter, welchen die Eltern die wahren Erzieher, die nächsten Vertrauten gewesen waren und die mit ihnen den bisherigen sichtbaren Halt ihres äußeren und inneren Lebens verloren, nicht aber den Trost eines liebevollen und dankbaren Andenkens und die schützende Erinnerung an Lehre und Vorbild der theuersten Menschen. Selbst den Bruder, der liebe Genosse der Kindheit, der Elodiens Herzen noch am nächsten gestanden hatte, konnte nach seiner Sinnesart und Gewöhnung nie der Vertraute der Erwachsenen sein.

Hilflos war sie auch nicht in dem Sinne, wie andere verwöhnte, in unthätigem Wohlleben und unter

geselligen Auszeichnungen erwachsene „Geheimraths-töchter“. Zwar deckte der Rest der väterlichen Habe kaum die Forderungen der Gläubiger, unter welchen sich auch halbverjährte befanden, trübe Denkzeichen der Eitelkeit und Verschwendung der drei verschwundenen Mitglieder der Familie.

Elodie drang umsomehr auch auf ihre Befriedigung, weil sie selbst an dem scheinbaren Ueberflusse des Besitzes einst ihren Antheil erhalten hatte, wiewohl ohne dessen froh zu werden.

Ihr blieb nur ihr kleines persönliches Besitzthum: Garderobe, Bücher, einige Kunstwerke, Apparate der Zeichnenkunst und Malerei, sodann die Rente von fünfhundert Gulden, in welcher sie mit dankbarem und wohlthuendem Andenken ihr Erbtheil und einen thatsächlichen Beweis sah, daß ihre Eltern in guter Stunde um ihre einsame Zukunft bekümmert gewesen waren.

Das Beste aber, was ihr blieb, war geistigerer Art. Die Lust an ernster Thätigkeit und das Streben nach Selbstständigkeit waren von Kind auf in ihr rege gewesen, im Gegensatze zu dem leichteren Sinne ihrer meisten Jugendgespielen und zu dem müßigen, inhalts-

losen Treiben der Gesellschaft in und außer dem Elternhause.

Jetzt, wo immerhin die frischen Eindrücke düsterer Ereignisse und die Fragen der Zukunft schwer auf ihr lasteten, entwickelte sich noch schneller und entschiedener ihre geistige Klarheit und sittliche Kraft. Auf eigenen Füßen zu stehen, auch die ihr verbliebenen äußeren Mittel nur als Mithilfe für die Erreichung einer möglichst unabhängigen Stellung zu benützen, das war ihr Wunsch und Wille, und nur über die Richtung ihres Weges war sie noch im Dunkeln.

Deutlich jedoch stand die Nothwendigkeit vor ihr, ihre Vaterstadt zu verlassen, um ihren Lebensmuth nicht im Kampfe mit traurigen Erinnerungen, mit kleinlichen Hemmungen ihrer Thätigkeit, mit unerquicklichem Mitleid aufzuzehren.

Zu letzterem gehörte freilich nicht die aufrichtige Theilnahme einiger weniger Altersgenossinnen, die thätige Freundschaft Drogenows und die wohlwollende Achtung der Instituts-Vorsteherin, deren Zögling sie einst gewesen war.

Diese lud sie ein, einstweilen bei ihr zu wohnen, sie in der Aufsicht über das Institut zu unterstützen

und bei erster Gelegenheit eine Lehrstelle in demselben anzutreten.

Allein sie glaubte nicht diese wohlgemeinten Anerbietungen annehmen zu dürfen, weil sie sich für die Pflichten dieses Berufs noch zu unerfahren hielt; weil zugleich ihre Stellung in der vollständig eingerichteten Anstalt als eine überzählige erschien und vielleicht den Ansprüchen Anderer im Wege stand, und endlich weil sie hier in dem Gesichtskreise geblieben wäre, den sie gegen einen anderen austauschen wollte. Gerade in diesem Drange bestärkten sie auch ihre Beziehungen zu Drogenow, dessen uneigennützige Freundschaft der Länge nach das Maß und die Tonart des Umgangs schwierig machen mußte und Beider Unfangenheit schon deswegen nicht aufkommen ließ, weil Entsagung und Versagung zwischen ihnen standen.

Dies Alles bewog sie, einen Anlaß zur Entfernung aus der Heimath zu benützen, welchen ihr die Einladung einer Verwandten in einer entfernten Stadt darbot.

Diese war eine in geachteten und reichlichen Verhältnissen lebende Wittwe, Majorin v. Bentem, welche sie früher einmal als Gast ihres Elternhauses gesehen.

Wie weit sie dort unabhängig bleiben oder auch nur ihrer Unabhängigkeit vorarbeiten könne, wußte sie nicht. Aber die Einladung galt nur einem längeren Besuche, und der Zusatz, daß sie ihrer Muhme beistehen möge, „die Honneurs des Hauses zu machen und den Haushalt zu überwachen", berührte sie angenehm, weil er ihr in feiner Weise Gegenleistungen statt müßiger Dankbarkeit zuwies.

Zu ihrem Vergnügen fand sie auch alsbald nach ihrer Ankunft bei der Majorin Gelegenheit, sich ihr nützlich zu machen. Die stattliche Dame selbst, die sie freundlich und mit sichtlichem Wohlgefallen an ihrer äußeren Erscheinung empfangen hatte, glaubte ihrem Stolze dadurch nichts zu vergeben, daß sie persönlich ihren Haushalt in allen seinen Einzelheiten leitete. So wohlausgestattet derselbe war und so gerne sie gerade auch in ihrem Salon die freigebige Hauswirthin machte, so waltete sie doch umsichtig und sparsam in Kleiderkammer, Küche und Keller. Nur hielt sie Eine Grenze ziemlich strenge ein: sie legte nicht leicht Hand mit an bei Beschäftigungen, welche der wohlgepflegten Reinlichkeit und Zartheit ihrer Hände und vielleicht auch dem

Ansehen der Gebieterin und vornehmen Frau Eintrag thun konnten.

Es nahm sie sehr für Elodien ein, daß diese mit großer Aufmerksamkeit und Willigkeit sich von ihr in das ganze Hauswesen einführen ließ, daneben aber ebenso gut ihre Stellung als Verwandte des Hauses in der Gesellschaft auszufüllen wußte, und in der That bald die Achtung und den Beifall ihrer Freunde und Gäste gewann.

Besonders gefiel ihr Elodiens Haltung den eleganten jungen Männern gegenüber, die sich ihr annäherten und von deren Huldigungen sie selbst einige Procente erzielt.

Es konnte nicht fehlen, daß schon Elodiens Aeußeres diese anzog.

Mäßig hoch und schlank gewachsen, hatte sie eine ebenso zierliche wie feste Haltung. Auf ihren nicht auffallend schönen, aber ausdrucksvollen Zügen lag gewöhnlich mehr Ernst, als ihn eine voll erblühte Mädchenjugend zu hegen pflegt. Aber nur selten steigerte er sich zur Düsterkeit, wenn einmal die zurückgedrängten Erinnerungen ihr durch die Seele flogen, oder wenn

irgend eine Thorheit oder Zudringlichkeit sie widrig berührte.

Desto lebhafter strahlten — selbst bei bleibendem Ernste der Miene — ihre seelenvollen hellbraunen Augen, wenn sie den Reiz eines schönen Gegenstandes, einer geistvollen Rede oder auch eines treffenden Witzes empfand.

Den gleichen Reiz gewährte ihre Gegenwart und Unterhaltung den gebildetsten Mitgliedern der Gesellschaft. Der geistige Demi-monde hielt sich ihr fern aus Scheu vor ihren Ansprüchen auf Bildung und Gesinnung, die sie gegen Anspruchsvolle manchmal auch durch Ironie geltend machte.

Indessen hielt sie sich weder befähigt, noch nach ihrer äußeren Stellung berufen, zu einer allgemeinen Hebung des Tones und des Geschmacks in dieser Gesellschaft mitzuwirken, noch weniger zu einer Veränderung ihrer bisherigen Zusammensetzung. Diese beruhte wesentlich auf Stand und Vermögen der Mitglieder, demnächst auf geselligem Schliffe und auf anständigem Rufe. Was dahinter stecken konnte: Geist, Bildung, sittliche Tüchtigkeit, waren Zugaben, welche die Majorin nicht nach ihrem vollen Werthe zu schätzen wußte. Ein Recht

zum Eintritt in diesen und ähnliche Kreise gab nicht der Genius. Gelehrte und Künstler ohne Rang und Geld waren nur dann zulässig, wenn sie berühmt genug waren, um als Schaustücke präsentirt zu werden.

Elodien galten diese geselligen Stunden nur als eine leichte Würze ihres fleißigen Alltagslebens, vorübergehend, wie ihre gegenwärtigen Verhältnisse überhaupt, ohne Wiederkehr in einer Zukunft, die sie täglich bestimmter verzeichnete. Sie lächelte, wenn die Majorin ihr die Hoffnung aussprach, sie werde hier bald Gelegenheit finden, „eine gute Partie zu machen", lehnte aber ernst ihre Zumuthung ab, sie solle ihren Mangel an materiellem Erbe nicht errathen lassen und sogar ihre Mithilfe an den niederen Arbeiten des eigenen Haushalts verhehlen.

— Diese Arbeiten, sagte sie, machen mir Freude und Ehre. Nach meinem Erbe hat Niemand das Recht zu fragen, und hätte einst Jemand das Recht, so würde ich vollkommene Offenheit für meine Pflicht halten.

— Das ist ein schwärmerischer Stolz! antwortete die Majorin, ob ihr gleich diese Freude an der häuslichen Arbeit sehr erwünscht war.

Wir erfuhren bereits, daß sie gut zu rechnen verstand. Sie ließ es gerne zu, daß Elodie ihre halbvergessenen Geschicklichkeiten aus den Handarbeitsstunden des Instituts wieder aufnahm und unter der Leitung einer geschickten Kleidermacherin erweiterte.

Die „gute Partie" hielt die Majorin für sie im Auge, sowohl nach Matronenweise aus wohlwollender Sorge für das junge Mädchen, wie mit der Aussicht auf eine ihr selbst zur Ehre oder Vortheil gereichende Verbindung mit irgend einer vornehmen und begüterten Familie.

Sie war gewohnt, ihre Pflichterfüllung gegen Andere enge mit der gegen sich selbst zu verknüpfen, wie dies alle verständigen Leute thun, die „der Welt Dank" als ein sehr unfruchtbares Ziel ihres Strebens erkannt haben.

Bei den Leserinnen, welchen wir diese Geschichte erzählen, bedarf es keiner Entschuldigung, daß wir in dieselbe die eben erwähnte Kleidermacherin als handelnde Person ersten Ranges einführen, wenn auch nicht in die vornehme Gesellschaft, obgleich gerade diese ihrer nicht entbehren zu können glaubte.

Louise Fermenach nämlich — oder Mademoiselle Louison, wie sie ihre Gönnerinnen nannten, weil sie alljährlich einige Wochen lang in Paris ihren Geschäften nachging, und daheim Jenen Gelegenheit gab, sich ihr nach Kräften auf Französisch verständlich zu machen — Louise also, wie wir sie fortan in vertraulicher Kürze nennen wollen, war nicht blos trotz ihrer Jugend die beste Kennerin und ausübende Künstlerin der Mode in der Stadt, sondern war auch als solche selbst in der Mode. Bei ihr arbeiten zu lassen galt für fashionable Nothwendigkeit, für die Auszeichnung aber, wenn sie sich herbeiließ (um nicht zu sagen: herabließ), Arbeiten in den Häusern ihrer Kunden zu fertigen, wenigstens ihnen den letzten Lustre zu geben, also außerhalb ihres Ateliers, das in dem geräumigen Hause ihrer Mutter, einer Schneiderwittwe, gelegen war.

Demnach war Louise zwar „ein Mädchen aus dem Volke", aber nicht geeignet, wenigstens als arme Schneidermamsell eine Rolle in einem socialistischen Rührspiele zu übernehmen. Sie hatte es sogar „gottlob nicht nöthig", zu arbeiten, indem sie bereits hinreichende Mittel besaß, um Andere für sich arbeiten zu lassen.

Aber sie hatte ihre Freude an der Arbeit und — wiederum kein poetischer Zug! — auch an dem reichlichen Lohn ihrer Arbeit.

Daß sie von diesem Lohne zwar — wir dürfen dies nicht leugnen — den Löwenantheil behielt, aber doch einen größeren als den sonst landsüblichen Antheil vertragsmäßig den Arbeiterinnen ihrer Werkstätte gab, dies brachte sie in den Verdacht socialistischer Grundsätze.

Dafür hatte sie immer die besten Gehilfinnen, die ihr Alles zu Liebe thaten, und einige Aristokratinnen fanden es pikant, ihrer Weltanschauung angemessene Kleider aus revolutionärer Hand zu erhalten.

Man trug sich sogar mit Anekdoten von Unterredungen solcher Damen mit ihr, die über ihr Fach hinausgingen und in welchen sie als ein über ihren Stand hinaus unterrichtetes und redegewandtes Frauenzimmer erschienen sei.

In Wahrheit indessen hatte sie nur den in deutschen Städten jetzt üblichen guten Schulunterricht der wohlhabenden Mittelstände genossen, diesen aber später nicht als todtes Pfund vergraben, sondern seinen Inhalt in ihren Freistunden zu vergrößern gesucht. Eben diese Freistunden nach gethaner Tagesarbeit waren ihr eine

tägliche Festfreude, und sie hielt es für den größten Vortheil ihrer gesicherten Lage, daß sie auch geschäftsfreie Minuten zu Stunden erweitern durfte.

Sie war bei sich und bei ihren Gehilfinnen darauf bedacht, daß die Arbeit nicht zur Leib und Seele erdrückenden, Gesundheit und Heiterkeit schädigenden Last würde.

Andererseits bestand auch ihre Erholung nie in gedankenlosem Müßiggange, sondern in einer Erfrischung aller Kräfte, sei es durch Bewegung im Freien, im Anblicke schöner Natur, oder im Lesen und innerer Thätigkeit.

Aber Ein Genuß war ihr erst seit Kurzem zu Theil geworden: der Austausch ihrer Gedanken und Empfindungen mit gleichgestimmten Seelen. Die eine derselben wohnt in dem wohlgestalten Körper ihres um einige Jahre älteren Hausnachbars, des Architekten Willibald, der von längeren Wanderungen heimgekehrt war und ihr schon bei dem ersten Besuche versichert hatte, er habe die holde Nachbarin nicht etwa wiedergefunden, sondern stets auch in der Fremde im Herzen getragen.

Die Folge dieser Versicherung war fürs Erste vorwiegender Austausch der Empfindungen.

Aber auch in dem vorwiegenden der Gedanken gewann sie jetzt eine Freundin, die erste in ihrem Leben, und diese war — wie sich bald zum staunenden Schrecken vieler Leute ergab — das hochgeborne Fräulein Elodie v. Bentem. Doch wollen wir in unserer Erzählung nicht weiter vorauseilen, sondern in einem neuen Capitel berichten, wie sich zwei so verschiedene Lebensfäden berührten und in einer besonders für Elodien folgenreichen Weise auch im Außenleben mit einander verflochten.

XI.

Der bescheidene Boden, in welchem die ersten Keime dieser Freundschaft ersprossen, war die Garderobe der Majorin, oder vielmehr die gemeinsame Arbeit, die Elodien dort mit Louisen zusammenführte. In dieser Arbeit war sie der empfangende Theil, die Schülerin; Louise stand in dem Nimbus vor ihr, den jedwede Meisterschaft mehr und minder verleiht, selbst in den geringsten Dingen.

Bald aber gewann sie eine ähnliche Stellung Louisen gegenüber; nicht daß sie diese in Geschicklichkeit überflügelt hätte, sondern weil Louise bei der höchst gelehrigen und bescheidenen Schülerin bald die höhere Bildung in geistigen Dingen erkannte und den durch Widerwärtigkeiten gestählten Charakter ahnte.

Unabsichtlich hatte schon in den ersten Stunden des Zusammenseins Elodie dann und wann im Gespräche

Dinge gestreift, die über dem Boden der mechanischen Arbeit lagen, Gebiete, in welchen ihre aufmerksame Hörerin nicht ganz fremd war, aber erst nur ohne Beistand und mit zaghaften Schritten einige Wanderungen versucht hatte.

— Für Pfennige geben Sie mir Gold, sagte sie einmal auf eine dankbare Aeußerung Elodiens: Nehmen Sie nun auch großmüthig das einzige Zeichen meiner Dankbarkeit an, das in meiner Macht steht!

Dieses Zeichen bestand in dem Anerbieten regelrechten Unterrichts in jener Kunst, welche die Verschönerung und Veredelung der Menschen durch Stoff und Gestalt der Gewande zum Zwecke hat. Durch Elodien angezogen, hatte Louise weit häufiger, als ohnedies geschehen sein würde, den Wunsch der Majorin erfüllt, in ihrem Hause zu arbeiten.

Hier waren ihrem hellen Blicke Elodiens Abhängigkeit nicht so lange verborgen geblieben, als dieser selbst, weil sie die Schwächen der Majorin schon früher bemerkt hatte.

Elodie hatte ihr kein Hehl daraus gemacht, daß sie fast mittellos sei und in ihrer Stellung in diesem Hause nur die Vorschule einer Zukunft sehe, in welcher ihr

nur die eigene Arbeit Selbständigkeit verhieß, und sei es auch bloße Handarbeit.

— Aber Ihr Stand, der Stolz Ihrer Verwandten und noch mehr Ihre Erziehung und Gewöhnung? hatte Louise gefragt und Elodie geantwortet:

— Was ist ererbter Adel gegen erworbenen? Was mir jener vorenthielt, soll mir dieser geben: Thätigkeit und dadurch Selbstzufriedenheit, Achtung der Achtenswerthen, die Rechte der Freiheit statt der fesselnden Standesvorrechte!

Munter setzte sie hinzu:

— Und was meine Erziehung betrifft, so soll sie jetzt erst recht angehen. Sie sollen noch stolz auf Ihre Schülerin werden und wir zusammen, denke ich, nebenbei noch manches Dauerhaftere zu Tage fördern, als die Kleider, die wir machen.

— Also wechselseitiger Unterricht! sagte darauf Louise. Wie freue ich mich darauf! Aber wenn nur die Frau Majorin zustimmt!

Und die Frau Majorin, die in einem freundlichen Besuche Elodiens bei der Schneiderin eine Herabwürdigung gesehen haben würde, gestattete ihr, die Stunde zu nehmen, welche Letztere nur in ihrem Hause ertheilen

zu können erklärte. Sie berechnete schon die Ersparnisse, die ihr Elodiens Kunstfertigkeit für die Zukunft versprach; sie konnte schon die geringe Vergütung daran wagen, welche Elodie nicht leisten und Louise nicht ablehnen durfte. Schwerer aber fiel diesen Beiden eine Maskerade, die ihnen der Hochmuth der Majorin auferlegte: In Louisens Hause sollte Elodie nur incognito und wo möglich Jedermann unsichtbar verweilen, nur Louisens Mutter ausgenommen, deren Schweigen über das große Geheimniß Jene verbürgte.

Beide hielten ihr Versprechen, so weit es anging.

Vorläufig betrat Elodie den Arbeitssaal der Gehilfinnen nicht. Wann Eine oder die Andere derselben einmal das Wohnzimmer der Meisterin während Elodiens Stunde betrat, so sahen sie in dem einfach gekleideten Mädchen eben nur einen begünstigten Lehrling.

Es geschah aber auch einmal, daß auf rasches Anklopfen und Herein ein unerwarteter, und dazu männlicher Besuch eintrat, bevor Elodie sich zurückziehen konnte. Der einzige Mann, den sie vorher hier zu Gesicht bekommen hatte, war jener Architekt, dessen Beziehung zu Louisen ihr nicht mehr unbekannt war; seiner Verschwiegenheit hatte diese schon vor dem Ver-

trage mit der Majorin die bevorstehenden Besuche der lieben und verehrten jungen Dame anvertraut.

Der jetzt eintretende Mann aber war ein schmucker Cavalier, dessen Gruß voraussetzte, daß er Louisen nicht ganz unbekannt sei, während seine leichte, jedoch artige Verbeugung auch den beiden anderen Frauen galt. Er entschuldigte seinen Besuch durch die Nothwendigkeit. Er wollte seine Schwester, die Gräfin Bildstein, zu ihrem Geburtstage mit einer Robe überraschen, deren Stoff und Façon Fräulein Fermenach bestimmen möge; er wisse, daß nur ein Werk ihrer Meisterhand seiner Schwester willkommen sein würde.

Zeugmuster und Modebilder wurden vorgelegt und besprochen. Freiherr v. Schwarzenau, der Cavalier nämlich, verstand sich auf Trachten und Farben.

Seinem Schönheitssinn hatten auch bei dem ersten Blicke Elodiens feine Züge und Gestalt angezogen. Er versäumte nicht, alsbald auch sie in die Besprechung hereinzuziehen, die er gerne ausdehnte, weil seine Schwester als Kunstkennerin ihren eigenen Geschmack habe und, wie Fräulein Fermenach bereits bekannt sei, diesen auch in Schnitt und Farbe ihrer Kleidung geltend

mache, manchmal in Opposition gegen die Trivialitäten der Mode.

Elodie sprach ihre erbetene Meinung mit bescheidener Zurückhaltung aus, anfangs nicht ganz ohne Verlegenheit, allmälig aber lebhafter, als der Baron absichtlich allgemeine ästhetische Gesetze und Ansichten zur Sprache brachte.

Es entging ihm nicht, daß sie nicht blos künstlerischen Sinn, sondern auch Kenntnisse und eine Redeweise zeigte, die über den Bereich eines einfachen Bürgermädchens hinausgingen. Er wußte das Ergebniß der Berathung hinauszuschieben, so daß sein bald wiederholter Besuch nöthig erschien.

Bei diesem erneuerte er seine Annäherungen zu Elodien in ungezwungener, aber achtungsvoller Weise, die in der That auch den angenehmsten Eindruck auf sie machte und ihr ihn als „über seinen Stand hinaus gebildet" erscheinen ließ.

So sprach sie sich nämlich nach seinem Weggange gegen Louisen aus, während er dieser seine gleiche Meinung von Elodien soweit andeutete, als es die Rücksicht auf ihren eigenen Stand zuließ.

Louisen war diese Gleichheit des von zwei entgegengesetzten Anschauungen ausgehenden Urtheils sehr ergötzlich. Sie hatte dem Baron die Richtigkeit des seinen zugegeben und dieselbe durch die Nothlüge begründet, daß Elodie die Tochter eines ziemlich gebildeten Landschullehrers sei, die hier ein Lehrjahr angetreten habe und mit der Zeit eine Stütze für ihre unbegüterte Familie zu werden hoffe. Dieses Gespräch zwischen Louisen und dem Baron hatte stattgefunden, nachdem sich Elodie unter einem annehmlichen Vorwande entfernt hatte, um dem forschenden Blicke des Barons nicht mehr zu verrathen, als ihr Incognito gestattete.

XII.

Schwarzenau dachte so oft an die Lehrerstochter zurück, daß er wenige Tage später sich selbst verlachte, als er aus einiger Entfernung in einer jungen Dame ihr Abbild zu entdecken meinte. Freilich war diese Erscheinung wiederum eine ganz andere, gewiß aber eine interessante. Nichts erinnerte an die etwas schüchterne, vielleicht sogar mißtrauische Miene, mit welcher die liebliche Arbeiterin damals seine ersten Fragen beantwortet hatte; und die Sicherheit ihrer Haltung zeigte, daß sie sich hier unter Ihresgleichen fühlte.

Er sah sie zuerst im Gespräche mit einem seiner jüngeren Bekannten, aus welchem dieser bald durch eine andere, vielleicht eifersüchtige Dame weggezogen wurde. Sie beantwortete dessen Verbeugung mit einem leichten Neigen des etwas stolz aufgerichteten Hauptes, ohne ihm nachzublicken.

Der ruhige Ernst, mit welchem sie jetzt vor sich hinsah, erinnerte Schwarzenau wieder mehr an den Ausdruck, mit welchem die ländliche Schöne seinen ästhetischen Auseinandersetzungen zugehört hatte. Nur dünkte ihm der Blick dieser schönen Augen noch tiefer, indem er durch keinerlei Aufmerksamkeit nach Außen belebt war, möglicherweise eher durch Gedanken, die zu ihrer dunkeln, auf Trauer oder Halbtrauer deutenden Tracht paßten.

In einer älteren Dame, die sie in ihrem stillen Sinnen unterbrach, erkannte er die Majorin v. Bentem, der er früher so weit bekannt geworden war, daß er sich ihr jetzt ohne Einleitung nähern konnte.

Dies that er um so rascher, nachdem er von jenem jungen Manne ihre Beziehung zu der Fremden erfragt hatte:

Diese erblickte ihn erst, als er schon vor ihr stand und die Majorin anredete, seinen Blick aber zugleich mit unverkennbarer Frage über sie hingleiten ließ.

Ihr plötzliches Erröthen vollendete die Gewißheit seiner Entdeckung. Er ließ sich ihr indessen als völlig Fremden vorstellen und gab ihr Zeit, ihre leichte Betroffenheit zu besiegen. Die Majorin zeigte sich ange-

nehm berührt durch sein Nähertreten, und seine zunehmende Aufmerksamkeit für ihre Verwandte schmeichelte nicht blos ihrem eigenen Stolze, sondern weckte auch in ihrer Phantasie das Bild einer möglichen näheren Verbindung ihres Hauses mit einem noch vornehmeren und angeseheneren. Die Möglichkeit veranlaßte sie sogar, sich zu einem andern Nachbar hinzuwenden, um dem Baron Elodiens Unterhaltung ungestört zu überlassen.

Dieser benutzte die ersten unbelauschten Augenblicke, um mit gedämpfter Stimme zu Elodien zu sagen:

— Ich glaube neulich irgendwo Ihr Bildniß gesehen zu haben, und zwar ein so sprechend ähnliches, daß mich sogar Ihre Stimme daran erinnert.

— Und Sie zweifeln jetzt, antwortete Elodie heiter, doch mit neuem Erröthen, welches das Original sei?

— Jedenfalls zweifle ich nicht an der Originalität der beiden Doppelgängerinnen, mögen sie nun Ein Ich besitzen oder deren wenigstens zwei. Es giebt ja gute und schlimme Geister, die mehrere Gestalten annehmen können —

— Ohne ihr Wesen zu wechseln, meinen Sie hoffentlich, wenn Sie mir anders die Ehre anthun, mich zu einer dieser Kategorien zu zählen.

Durch die Scherzworte klang ein tiefes Selbstbewußtsein durch. Schwarzenau war entzückt und hätte ihr gerne gesagt, daß er sie zu der Kategorie der Engel rechne, wenn ihm dieses Compliment nicht trivial erschienen wäre.

— In diesem Falle wenigstens, sagte er nach kurzem Schweigen ernster, finde ich keinen Grund, die Einheit des Wesens in verschiedenartiger Gestalt, oder eher nur Kleidung und Verkleidung zu bezweifeln. Sie dürfen mir den Wunsch nicht verargen, das Studium der Geister-Erscheinungen fortzusetzen und den Ersatz für Enttäuschungen zu suchen, die bisher vor meinen Augen manchmal vermeintliche Geister zu wesenlosen Schemen verflüchtigten.

Er stellte keine Frage wieder an Elodien nach ihrer Doppelerscheinung, auch nicht bei seinen bald folgenden Besuchen im Hause der Majorin. Das der Kleidermacherin besuchte er nie wieder, konnte sich aber nicht enthalten, bisweilen im Vorübergehen einen Blick nach den Fenstern hinaufzuwerfen. Er wich sogar später der Möglichkeit aus, von Elodiens Vertrauen Mittheilungen über ihr zwiefaches Auftreten und dessen Gründe zu gewinnen.

Ihr blieb dies nicht unbemerkt. Je mehr in ihren Augen der Werth seiner Persönlichkeit und seines Urtheils wuchs, desto wünschenswerther wurde ihr seine völlige Aufklärung über das ihm nur in seiner Außenseite entschleierte Geheimniß.

Er sollte erfahren, daß sie als Arbeiterin nicht eine Rolle spiele oder eine vorübergehende Laune ausführe, sondern den ernstesten Zweck verfolge, dessen Wichtigkeit ihr täglich deutlicher hervortrat, je mehr sie die Engherzigkeit und Selbstsucht der Majorin und die Trennung von ihr als eine heranrückende Nothwendigkeit erkannte.

Sie suchte zunächst Schwarzenaus Ansichten über den Werth der Arbeit zu erkunden, um ihm die ihren aussprechen zu dürfen. Zu ihrer Bekümmerniß vermied er ein näheres Eingehen auf dieses Thema schon im Allgemeinen; sein besonderes Gewicht für ihr Leben ihm näherzurücken, verbot sich ihr dadurch von selbst. Warum aber zog er diese Schranke für ihr Zutrauen, ja für ihre Zuneigung, die er doch sonst offenbar in jeder Weise zu gewinnen trachtete?

War es Zartgefühl? Fürchtete er, das Drückende in ihrer Lage, die Leiden ihrer Vergangenheit, die Sorgen

ihrer Zukunft verletzend zu berühren? Oder war er, trotz seiner geistigen Bedeutung, zu aristokratisch gewöhnt, um nicht in der Arbeit als Beruf, zumal in der materielleren, den tief unter ihm liegenden Dunstkreis niederer Kasten zu erblicken? War es möglich, daß er nicht in derselben eine würdigere Ausfüllung der Lebenszeit sah, als in dem geschäftigen Müßiggange der Frauen bevorzugter Classen?! Oder wenigstens das achtungswertheste Mittel, um höhere Lebenszwecke zu erreichen?

Diese Fragen beschäftigten Elodien, ohne sie aber im Mindesten in ihren Ansichten und reifenden Entschlüssen irre zu machen. Was ihr Schwarzenau geworden war und werden konnte, stand ihr unter dem, was sie selbst werden wollte.

Bei diesem Abwägen von Allem, was sie zu dem Baron hinzog und was sie wieder von ihm entfernte, verschwand ihr in den stillsten Minuten seine Gestalt in unbestimmte Umrisse einer andern, die Gegenwart in dissolving riews der Vergangenheit — nicht der mißfarbigen oder traurigen Jahre voll Kämpfe, die ihren Verstand geschärft, ihre Willenskraft erhöht, aber ihr Herz erkältet hatten — nein, weiter zurück in die

Morgendämmerung ihres Jugendlebens, der kein sonniger warmer Tag gefolgt war.

Ach, wenn sie noch einmal so empfinden könnte wie damals, als sie Meerenberg tausendmal in Gedanken ihren geliebten unvergeßlichen Freund genannt hatte, noch einmal den wonnigen Schmerz empfinden, den sein letzter Blick und Händedruck ihr zurückgelassen hatte!

Doch vorüber, vorüber! Sie hatte längst ausgeträumt!

Und hätte sie es auch nicht, so würden sie die lauten Stimmen der Gegenwart aus den süßesten Träumen aufgeschreckt haben, ein disharmonischer Chor, in welchem die Dominante der Majorin immer schriller und verstimmender vortönte.

Elodie hier, Elodie dort! In dem Salon, um den Glanz des Hauses zu erhöhen — in der Garderobe, um für die gnädige Frau zu nähen und ihrem Ungeschmacke ihren Geschmack unterzuordnen — in ihrem Boudoir, um ihre Ukase für ihre eigene Tracht, Haltung und Miene anzuhören, gemischt mit mütterlichen Mahnungen an die mittellose Waise, die sie sei und doch nicht scheinen dürfe und die den Bewerbungen des reichen, angesehenen und liebenswürdigen Barons von

Schwarzenau auf halbem Wege entgegenkommen müsse, statt ihn mit übel angebrachter Prüderie und wechselnden Launen zurückzuhalten.

Prüderie? Das war eine Verleumdung, Elodie unfähig dazu. Launen? Auch die hatte sie nicht, aber doch — sie gestand es sich — wechselnde Stimmungen, deren Quellen wir bereits kennen, ein quälendes Schwanken zwischen widersprechenden Empfindungen und Reflexionen, die sie bald zu Schwarzenau hinzogen, bald ihm ihre Neigung und selbst ihre höhere Achtung entfremdeten.

Auch dieser trefflichste aller Männer, die sie kennen gelernt hatte — außer dem Einen, für sie todten — ein Fremder! Aber muß denn Leben und Glück eines Weibes immer nur von einem Manne abhängen? Und gar ohne die Bürgschaft seiner höheren Kraft, und vollends mit dem Bewußtsein, in Idealen und Grundsätzen über ihm zu stehen?

Zerrbilder flogen an ihr vorüber; die häßlichen Figuren der Emancipirten, nicht der phantastischen, aber fleißigen Bloomery-Mädchen, sondern der Sectirerinnen der Free-Love in Amerika, oder der gestiefelten und gespornten, Cigarren schmauchenden Amazonen euro-

päischer Culturstädte; auf der andern Seite die gedrückten, früh verwelkten und nur durch Flitter und Schminke wieder verjüngten Gestalten der leibeigenen Frauen, die nur den Rang oder die Valuta ihrer Männer in der Gesellschaft zu repräsentiren haben, ohne daß Jemand die freilich unbescheidene und unbequeme Frage nach einem eigenen Ich an sie stellt.

Aber diese Gespenster jagten Elodien keine Furcht ein. Sie hatte ja nicht zwischen diesen Extremen zu wählen; sie sollte und wollte vielmehr ihrer Zukunft jede vernünftige und ehrenhafte Wahl offen halten, aber einen festeren Grund für diese Zukunft suchen, als den bisher betretenen Boden, auf welchem keine Stelle ihr unbestrittenes Eigenthum war und der jetzt mehr als jemals unter ihren Füßen schwankte.

XIII.

Die Einzelheiten und Bruchstücke dieser inneren und äußeren Vorgänge, welche Elodie vertrauensvoll Louisen mitgetheilt hatte, ordnete diese in sich zum zusammenhängenden Ganzen und errieth mit weiblichem Scharfsinn auch das, was ihr Elodie noch in ihren Wechselbeziehungen mit Schwarzenau verschwiegen hatte. Sie war überzeugt, daß die bevorstehende Krisis in Elodiens äußeren Verhältnissen sich auch auf ihre geheimsten Herzensfragen erstrecken und durch ihre Lösung, wie sie auch ausfallen möge, ihr die gefährdete innere Ruhe sichern müsse.

Louisens Stolz auf ihren eigenen Beruf und dessen tüchtige und erfolgreiche Ausübung — den Elodie neckend „Standeshochmuth der Gewerbs-Aristokratie" nannte — und ihr frisches Behagen an aller wirklichen Kraftentfaltung, auch wenn sie zum Kampfe führte,

ließ sie mit freudiger und thätiger Theilnahme dem Augenblicke entgegensehen, in welchem jetzt ihre Freundin der Majorin ihre entschiedene Berufswahl aussprechen sollte. Wie weit sie durch den Eintritt Elodiens in ihren eigenen engeren Lebenskreis persönlich berührt werden würde und damit zugleich auch die Zufriedenheit und Sicherheit der Freundin treu zu schützen entschlossen war, sollte diese erst dann völlig erfahren, wenn sie ihren Entschluß ausgeführt haben würde.

Zuvörderst aber hielt sie sich verpflichtet, Elodien noch einmal neben den Lichtern des neuen Weges auch seine Schatten vor Augen zu führen.

So den Bruch mit Verwandten und Standesgenossen und mit ihren eigenen Lebensgewohnheiten, worauf Elodie sich ihr bereits früher gerüstet erklärt hatte.

Sodann machte sie sie darauf aufmerksam, daß auch die Meisterschaft der Arbeit nicht von aller Abhängigkeit erlöse, da ihr Gedeihen durch die Gunst der Kunden, zumal der reichen und vornehmen, mitbedingt sei, und da selbst die Herrschaft eines schlechten Geschmacks nur unterwühlt, nur selten durch einen kühnen Handstreich gebrochen werden könne.

Zu einem solchen gehören Muth und Mittel einflußreicher Verbündeter in den höchsten Gesellschaftskreisen; als Beispiel aus ihrer Erfahrung nannte sie jene Gräfin Bildstein, des Barons Schwester.

Die Aufgabe des Arbeiters bei der Unterordnung unter unabweisbare Gewalten bleibe die Erringung ihrer Achtung und der eigenen Unentbehrlichkeit für sie, wodurch sich wiederum die Ausgleichung und Wechselseitigkeit der Abhängigkeit ergebe. Diese allgemeine Abhängigkeit aber bringe nur schwachen Charakteren die Gefahren der Selbsterniedrigung und Heuchelei.

— Die uns also nicht bedrohen, antwortete Elodie mit ernstem Scherze, weil wir uns zu den starken Charakteren zählen. Ich bin aber auch, Dank Ihren Mahnungen und Ihrem Beispiele, auf Widerstand gegen die leichteren Versuchungen gefaßt. Unser Freiheitsdrang soll uns nicht zu Ansprüchen verleiten, welche die Klugheit und selbst die Gleichberechtigung der verschiedenen Menschenklassen mißbilligt, und bei Frauen noch mehr, als bei dem von Rechtswegen stärkeren Geschlechte. Aber mich dünkt, Sie haben noch andere Dämpfer meines Freiheitsdranges im Sinne, und ich bitte Sie sehr, sie mir nicht vorzuenthalten.

— Nun denn, noch einen, sagte Louise lächelnd, und zwar einen gewichtigen, der sich gerade auf die naturgemäße Unterordnung des schwächeren Geschlechts unter das stärkere bezieht. In Ihrem neuen Stande werden Sie ohne Zweifel reichliche Gelegenheit zu einer standesgemäßen Heirath finden, auch Männer wackeren Sinnes und Herzens, und die sich nicht blos einen verhältnißmäßig bedeutenden Grad von Bildung erwarben, sondern die auch Ihren Geist und die Höhe Ihrer Bildung zu würdigen wissen. Aber auf dieser Höhe wird Keiner derselben Ihresgleichen sein. Und Sie glauben doch wohl mit mir, daß ein solcher Aufblick eines Mannes zu der geistigen Höhe seiner Gattin dieser einen bedenklichen Vorrang verleiht.

— Zugestanden, antwortete Elodie.

Elodie fuhr fort:

— Aber sollte ich Keinen, oder vielmehr sollte mich Keiner finden, der auf ungefähr gleichem Bildungsniveau mit mir stünde, wie z. B. ein gewisser Architekt mit meiner liebenswürdigen Freundin? Freilich hat diese über ihrem Stande gewählt; warum aber soll dies nicht auch mir vergönnt sein, wenn ich Geduld habe, zu warten, bis meine Vorzüge entdeckt werden?

— Mein lieber Freund, zu welchem ich übrigens wahrlich aufblicke, fügte Louise innig ein, war ein Zimmermannslehrling, als er mich suchte und fand. Auch hat er nicht sowohl seinen Stand verlassen, als einen höheren Titel erhalten, nach der Sitte der Zeit, die damit nur eine Prämie für ihre Forderungen an die Bildung des Bauhandwerkers giebt. Auch mein Handwerk — das ich auch einst als Frau Baumeisterin oder Architektin fortzuführen gedenke — hat ähnliche Ehren gewonnen und besitzt jetzt sogar eine Akademie der Bekleidungskunst, die mir nur deswegen kein Diplom zugesendet hat, weil ich nur erst ein wenig zeichnen kann, aber noch keine Vorlesungen über Anatomie, Plastik, Faltenwurf der Antike u. dgl. gehört habe. Gleichwohl habe ich mich nicht enthalten können, Einiges über diese akademischen Gegenstände zu lesen, und, soweit es mir verständlich war, nicht ohne praktischen Nutzen.

— Nach allen dem, sagte Elodie, haben Sie die unerläßliche Vorfrage an mich vergessen, ob ich nämlich durchaus einen Mann haben will und muß. Ich sage Nein und glaube, daß auch Sie mir beistimmen würden,

wenn Sie nicht ein Glück gefunden hätten, das mir schwerlich jemals beschieert ist.

Ein Seufzerhauch begleitete diesen Zusatz.

— Wenn auch, wendete Louise nachdenklich ein, so beruhen doch Liebe und Ehe, die Vereinigung beider Hälften der Menschheit zu gemeinsamem Glücke und Beistande, die Gründung einer Familie, auf ewigen Naturgesetzen.

— Dennoch, meine philosophische Freundin, entgegnete Elodie eifrig, giebt es zahlreiche Ausnahmen von dieser naturgemäßen Bestimmung der Menschen, und wenn alle zu denselben Gehörigen zu innerer Vereinsamung und Unglückseligkeit, zur Unfähigkeit verdammt wären, eigene Lebensziele und befriedigende Pflichterfüllung zu gewinnen, so wäre dies eine empörende Ungerechtigkeit der Natur. Aber sie hat in der That über jenes Gesetz der Zweiheit, das der Mensch mit niederen Wesen theilt und das namentlich unserem Geschlechte mancherlei Lasten und Leiden als Beigabe des Glückes zuweist, ein höheres gestellt, und nur für den Menschen. Dieses ist das Gesetz der rein und allgemein menschlichen Begabung und der daraus fließenden Pflichten, Freuden und Leiden, für Mann

und Weib gleich geltend, mögen sie sich zu einander gesellen, oder Jedes seinen Weg allein zu wandern haben. Unnatürlich und krankhaft ist nur das Mannweib und der weibische Mann.

— Meine Weltweisheit, sagte Louise, streckt vor der Ihren die Waffen. Und ist nicht mir selbst Ihre Freundschaft ein mit der Liebe ebenbürtiges, unersetzliches Glück? Und wenn mir ein grausames Schicksal, nicht die Liebe, das vermag es nicht, aber das Leben meines Geliebten entrisse, so könnte ich nie ein zweites gleichartiges Glück finden und müßte mich auf jene höhere Bestimmung stützen lernen, wenn ich nicht der Entbehrung unterliegen wollte. Indessen, schloß sie mit leichterem Tone, genügt es meiner Sorge für Ihr Glück, daß Sie dieses nicht von dem Glücksspiele der Neigungen abhängig machen und daß Sie andererseits auch noch durch kein Cölibats-Gelübde gebunden sind. Qui vivra, verra!

Beide trafen nun folgende Abrede:

Elodie wollte der Majorin ihren Entschluß aussprechen, die bisher nebenbei erlernte und betriebene Arbeit als ihren Beruf zu ergreifen. Würde Jene, wider Verhoffen, Verständniß und Mitgefühl zeigen und

Elodien einladen, fortwährend bei ihr zu wohnen und nur die nunmehr zum Arbeitstage erwachsenden Stunden bei Louisen zu verbringen, so wollte Elodie vorläufig dieses Anerbieten annehmen, um sie nicht zu kränken, obschon diese Zwitterstellung viele Nachtheile mit sich bringen und der Länge nach sich nicht durchführen lassen würde. Sie wollte ja mit ihrer Verwandten und selbst mit deren Umgebung nicht brechen, war aber auf den Bannspruch Aller gefaßt, die sie bisher als zu ihnen gehörig betrachtet und sogar mit Auszeichnung behandelt hatten.

Vor Allem wollte sie das ihr aufgedrungene Incognito abschütteln und nur mit Solchen in Berührung bleiben, die auch der berufsmäßigen Arbeiterin die alte Freundlichkeit und Achtung bezeigen würden.

Wenn dagegen die Majorin sich durchaus nicht in ihren Lebensplan finden könnte und ihr das Gastrecht aufsagen sollte, so war bereits ein sorgsam ausgestattetes Zimmer in dem Fermenach'schen Hause zu ihrer Aufnahme eingerichtet, für welches sie sich die Zahlung eines kleinen Miethbetrages als Zeichen ihrer Dankbarkeit ausbedang.

Sie wartete eine Stunde ab, welcher keiner der nur allzu häufigen Mißklänge vorausgegangen war, um der Majorin ihren Entschluß als die begreifliche Folge ihrer Erlebnisse und ihrer Grundsätze auszusprechen, ohne allen Vorwurf, vielmehr mit Dank für alle ihr erwiesene Güte.

Die gute Dame mißverstand Elodiens Einleitung: „Es ist nun Zeit, daß ich Ihnen die gütige Sorge für mich abnehme und einen bereits angebahnten eigenen Weg betrete“ — und erwartete eine Verlobungsanzeige mit der Bitte um ihren Segen dazu, natürlich zu einer Verbindung mit dem Baron v. Schwarzenau. Da aber statt dessen eine Verbindung mit Louise Fermenach zu Tage kam, stand sie erst in schweigendem Staunen, bis sie Worte fand, um ihrem Unwillen Luft zu machen.

— Ein neuer toller Einfall! rief sie aus. Doch ich bin selbst mit Schuld daran, ich habe Dich verzogen und hätte Dir die Lehrstunden bei der hochmüthigen Schneiderin gar nicht erlauben sollen, die mich so viel Geld gekostet haben. Aber die Verführerin soll nicht wieder mein Haus betreten, so wenig wie Du das ihre.

— Gnädige Muhme, antwortete Elodie, erlauben Sie nur erst, Sie zu überzeugen, daß mein wohl-

erwogener Entschluß kein toller Einfall ist. Dann werden Sie auch einsehen, daß Sie meiner lieben Lehrerin und Freundin bitteres Unrecht anthun —

— Immer besser, der Freundin des Fräuleins von Bentem! Frau v. Bentem wird ihr wohl Abbitte leisten sollen!

— Ich hoffe, unserem gemeinsamen Namen, den ich auch in meiner neuen Lebensstellung nicht verleugnen werde, in dieser Ehre zu machen. Ihre gütigen Vorlagen für meine Lehrstunden werde ich sofort zurückerstatten.

Die Majorin ärgerte und schämte sich, diesen Punkt berührt zu haben.

Zugleich konnte sie sich Elodiens Gegenleistungen nicht verhehlen und nicht die empfindliche Lücke, welche diese in ihren Gesellschaftsräumen, wie in dem geschäftlichen Bereiche des Hauses lassen würde, wenn sie dasselbe verließe.

Schnell gefaßt, ließ sie sich herbei, Elodiens Aufregung zu besänftigen und die Beweisführung für ihre Vorsätze anzuhören.

Diese wog ihre Worte ab, um sie in keiner Weise

zu verletzen, und durfte ihren vorläufigen Bescheid nicht abweisen:

— Lassen wir uns Beiden in dieser wichtigen Sache Bedenkzeit, wenigstens bis morgen Früh. Nur noch Ein Wort, fügte sie hinzu, lege ich auf meine Wagschale: Wenn Du auf Deinem Entschlusse beharrtest, würde auch ein Mann, den Du selbst nicht gering achtest, Dich als eine Fremde betrachten.

Sie glaubte zu bemerken, daß Elodie die Farbe wechselte, und gründete darauf neue Hoffnung, sie zurückzuhalten und — was sie wohl am meisten fürchtete — das Aufsehen zu vermeiden, das Elodiens Trennung von ihr machen mußte und das ihr selbst Schadenfreude und Tadel auch Derjenigen zuziehen würde, die ihre Lebensansichten theilten.

XIV.

Der Baron war nicht wenig überrascht durch den Besuch der Majorin in noch ziemlich früher Vormittagsstunde.

— Ich komme, sagte diese mit mühsam überwundener Verlegenheit, um Sie als Bundesgenossen zu werben in einem guten Werke, im Kampfe gegen die überspannten Ideen eines sonst sehr verständigen und trefflichen Mädchens, die mir seinen liebgewordenen Umgang zu rauben und sein eigenes Glück zu untergraben drohen — meiner Elodie nämlich. Mißdeuten Sie es nicht, daß ich einen Mann in Frauenzwiste hineinziehe, aber ich weiß, daß Elodie auf Ihr Urtheil mehr hält als auf das meine, ja auf das aller unserer Bekannten. Rathen Sie mir wenigstens, was ich zu thun habe.

Schwarzenau sprach seine lebhafte Theilnahme für Alles aus, was Elodien betreffe, und bat sie um

unverholene Mittheilungen. Doch bezweifelte er ihre Unverholenheit, da schon ihre Einleitung auf eine Trennung Elodiens von ihr deutete, an welcher er ihr selbst zum voraus einige Schuld beimaß. Jedoch ahnte er zugleich den Hauptgrund, der auch schon einigermaßen trennend zwischen ihn und das ihm sehr theuer gewordene Mädchen getreten war.

Er bereute jetzt, daß er der von Elodien gesuchten Verständigung ausgewichen war und wahrscheinlich ebenso ihr Herz wie ihr Selbstgefühl verletzt hatte, da ihr ihm entgegengetragenes Vertrauen ein Beweis ihrer Achtung und Neigung war.

Frau v. Bentem erzählte ihm ausführlich das Vorgegangene, seit dem Beginne von Elodiens Verkehr mit Louise Fermenach, „dieser talentvollen, aber überbildeten und von socialistischen Ansichten angesteckten Person“, welcher sie die Hauptschuld an Elodiens „Schrullen“ beimaß.

Uebrigens bemühte sie sich, sowohl ihre eigene Person wie auch Elodien selbst in möglichst vortheilhaftem Lichte darzustellen, fand es aber gerathen, zu äußern, daß „die liebe Schwärmerin fast mittellos“ sei und dabei so stolz, daß sie nur ungern von ihr den

kleinen Betrag für ihre Lehrstunden bei Louisen angenommen habe.

— Wie viel weniger, setzte sie hinzu, würde sie von mir eine Sicherstellung ihrer Zukunft annehmen, die sie nicht vergelten zu können glaubt.

Schwarzenau sah ein, daß, was geschehen könne, um Elodien von einer „enthusiastischen Thorheit“ zurückzuhalten, schnell geschehen müsse.

Vielleicht war er wirklich der Einzige, der sie retten könnte, retten für die Gesellschaft, deren Zierde sie war, retten für ihn selbst, in seine Arme!

Er war so erregt, daß er sogleich mit der Majorin zu ihr eilen wollte.

— Um Gotteswillen nicht! rief diese aus. Elodie darf nicht ahnen, was ich Ihnen anvertraut habe. Kommen Sie erst heute gegen Abend; ich will sorgen, daß Sie uns, daß Sie Elodien allein sprechen können.

Er selbst benützte diese Frist, um sich in größerer Ruhe darüber klar zu werden, was er thun könne und wolle. Er hatte noch mit Niemandem über die Empfindungen gesprochen, die ihm Elodie einflößte, als mit seiner Schwester. Diese kannte Elodien noch nicht persönlich, ob sie sich schon lebhaft für sie interessirte.

Die Gräfin Bildstein mied nämlich die Gesellschafts-kreise, in welchen Elodie lebte, weil dieselben einige Stufen unter den ihren lagen und zur „gemischten Gesellschaft“ gehörten, in welcher neben dem Baron auch der reiche Industrielle saß und die Bureaukratie zur Aristokratie gerechnet wurde.

Sie selbst besaß, trotz ihrer Genialität in manchen Dingen, den ängstlichen Stolz des Emporkömmlings, der über ihren Stand Verheiratheten, die auf strenge Exclusivität halten mußte, um ihrer neuen Familie und Umgebung vollkommen gleichartig zu erscheinen, ja sie einigermaßen beherrschen zu können. Sie hatte einen ähnlichen Unabhängigkeitstrieb wie Elodie, aber nicht ihre Kraft zur Selbstbefreiung.

Geldstolz lag unter ihr, und ihr Reichthum — den sie nicht erst ihrem Manne verdankte — galt ihr nur als Mittel zu höheren Zwecken, unter welchen sich auch große Schwächen versteckten. Sie würde einen zur Armuth verwunschenen Prinzen geheirathet haben, nie aber ein Mitglied der aller Romantik baaren haute finance.

Ihr Bruder kannte sie genau genug, um voraus-zuwissen, daß Elodiens Vorhaben ihr Mitgefühl wecken

werde, so mißfällig ihr auch ihr Ziel, als eine Standeserniedrigung, sein mußte.

— Brava! rief sie aus, als ihr Bruder ihr in wenigen, aber bewegten Worten erzählt hatte, was Elodie wagen wollte. Aber die Arme, muß sie denn ein Handwerk ergreifen? Wenn es nur eine Kunst wäre, versteht sich mit Ausnahme der Tanzkunst! Ich hätte nichts einzuwenden, wenn ihre Wahl Aufsehen erregte, wenn sie als Milanolla die Dritte aufträte oder nach decenten Modellen Meisterwerke der Sculptur ausführte. Aber Nähterin, wenn auch, in höchster Potenz, Kleiderkünstlerin!

— Wenn Du mich weiter anhören willst, sagte der Baron lächelnd, so mußt Du sogar vergessen, daß ihr Geschmack und ihre feine Hand Antheil an dem „unvergleichlichen Kunstwerke“ hatten, wie Du damals unsere Robe nanntest. Es gemahnt mich selbst eigenthümlich, daß ich dieser Elodiens Bekanntschaft verdanke und daß in einer Schneiderwerkstatt der Zauber begann, der mich seitdem —

— Bethört hat, fiel ihm die Schwester ins Wort; so, meinst Du, würde ich sagen. Aber ich denke und sage dies nicht, weil ich Dir unbesehen glaube, daß

Du in der Verkleidung eine Fee erkanntest, die über alle Stände erhaben und folglich vor Allen würdig ist, Baronesse Schwarzenau zu werden. Habe ich Recht? Habe ich Dir die Mühe erspart, mir langsam und schüchtern Deinen erhabenen Entschluß zu beichten?

Ihr Bruder drückte ihr die Hand, konnte aber nicht mit ihr lachen.

Sie nahm die Sache weit leichter als er selbst, mochte sie nun Elodiens Neigung für ihn überschätzen, oder die Lebensanschauungen nicht ahnen, die ihren Schritten zu Grunde lagen und deren Ueberwindung, wie er ahnte, ihm schwer fallen würde. Er war der Schwester indessen für ihre schnelle Zustimmung zu seinem Plane dankbar und verabschiedete sich von ihr, ohne ihr die Schwierigkeiten bemerklich zu machen, die noch vor ihm lagen.

XV.

Elodie war den Tag über meistentheils in ihrem Zimmer beschäftigt, die letzte ordnende Hand an ihre kleinen Habseligkeiten zu legen, um zum Auszuge von Egyptens Fleischtöpfen gerüstet zu sein, den sie für morgen bevorsah. Währenddessen bereitete Louise, welcher sie am Nachmittage kurzen Bericht abgestattet hatte, ihren Empfang vor. Zur Vesperstunde saß sie am Theetisch mit der Majorin; Beide berührten die offene Frage mit keinem Worte.

Da wurde der Baron gemeldet.

Elodie empfand ein leises Beben. Die Unterbrechung des befangenen Tête-à-tête durch einen gleichgültigeren Besuch wäre ihr willkommener gewesen.

Sie hatte gedacht, Schwarzenau vor der Entscheidung nicht wiederzusehen, und nach ihr —?

Nach den ersten Begrüßungen entfernte sie sich unter einem häuslichen Vorwande auf kurze Zeit, die sie zur

Herstellung ihrer ruhigen Bereitschaft auf jede mögliche Wendung des Gespräches benutzte.

Dieses verweilte aber danach bei Anekdoten aus der Tageschronik, die der Baron erzählt hatte, wollte jedoch nicht in rechten Fluß kommen.

— Mein Gott, sagte plötzlich die Majorin aufstehend, ich habe ja vergessen, einen dringend nöthigen Brief zu schreiben; Elodie, übernimm Du für eine Weile die Unterhaltung unseres Gastes.

Kaum war sie weggegangen, so sagte der Baron mit verändertem Ausdrucke der Miene und des Tones zu Elodien:

— Der Augenblick drängt mich zu einigen Fragen, die nur meine innigste Theilnahme an Ihrem Wohl und Wehe entschuldigen kann. Die Frau Majorin hat mir in Kürze mitgetheilt, daß sie in Gefahr steht, Sie zu verlieren, und daß Sie — in eine neue Welt auswandern wollen. Die Mängel der alten kenne und beklage sie; aber fühlen Sie nicht die Kraft, diese im Bunde mit Gleichgesinnten zu verbessern, und wären auch deren nur Wenige, vielleicht — nur Einer? Würde dies Beginnen nicht muthiger sein, als die Flucht in ein Gebiet, dessen Grenzen Sie kaum betreten haben

und dessen Inneres, fürchte ich, öde Steppen enthält, in welchen Sie nie ein neues Heimathsgefühl finden werden?

— Vergessen Sie nicht, antwortete Elodie, die ihn mit aufmerksamem Schweigen hatte ausreden lassen, daß ich bis jetzt nirgends blühende Auen fand und daß ich in search of a home bin, daß ich eine Heimath suchen will, deren Boden der fleißigen Arbeit Früchte verheißt. Ich bin kein Kind des Südens, das mühelos die süßesten Früchte sammelt und genießt, und ich bedarf in der That rauherer Kost.

— Ich achte Ihren Thätigkeitsdrang ebenso sehr, wie ich Trägheit und Müßiggang verachte. Aber warum sollten Sie diesem Drange nicht auch in unserem Stande in der soeben angedeuteten Weise folgen können, und haben Sie es bisher nicht schon gethan? Ist nicht für uns Alle auf dem unendlichen Gebiete des Denkens und Wissens, der Künste, der gesammten Bildung genug zu thun und zu arbeiten? Ja eben für uns auch hinreichende Gelegenheit und Pflicht vorhanden zur Wirksamkeit für die niedere Arbeit, sofern wir für das leibliche und geistige Wohl der zu ihr bestimmten Schichten wirken können, ohne den an ihr klebenden

Staub persönlich zu berühren, ohne für höhere Zwecke geschaffene Kräfte zur Handhabung dieser Arbeit zu verwenden? Die nächste Pflicht aber bleibt uns jene Hebung unserer eigenen, zum großen Theile in nichtigem Scheine und in unlauterem Treiben versunkenen Gesellschaft. Wir haben hier unsere volle Thatkraft zu gebrauchen, um denkfaulen Geldmenschen und Standespuppen den Vorsitz zu entziehen, Götzenaltäre umzustürzen und an ihrer Stelle für den Cultus des Genius, der Wahrheit und der Schönheit Weihestätten in jedem Hause zu bauen. Verzeihen Sie und vergelten Sie die Länge meiner Rede!

— Ich bin stolz darauf, sagte Elodie mit glänzenden Augen, Ihre schöne Begeisterung zu theilen, deren revolutionäre Bethätigung Sie ebenso dem Unwillen und Hohne der bisherigen Tonangeber unserer Gesellschaft aussetzen wird, wie mich der völlige Austritt aus ihr. Aber wenn wir im Grunde ein gleiches Glaubensbekenntniß haben, warum wollen Sie uns, wollen Sie mir solche Schranken ziehen und eine nur mittelbare Thätigkeit zu Gunsten der sogenannten niederen Arbeit gestatten? Auch ich erkenne die große Verschiedenheit in den Graden des allumfassenden Ar-

beiterordens an, aber auch in dieser Beziehung das Gesetz der Arbeitstheilung, je nachdem die einzelnen Mitglieder durch Kräfte, Mittel und Neigung sich berufen fühlen.

Elodie fuhr fort:

— Sie scheuen die persönliche Berührung mit der Arbeit und den Arbeitern im engeren Sinne, die übrigens, bis zum Handlanger herab, neben der materiellen Kraft und Geschicklichkeit auch ihren Verstand regen müssen; und wiederum fühlen Sie selbst, daß der Reformer auf den Höhen der Gesellschaft nicht geringere Gefahr läuft, in unreinliche Berührungen zu gerathen.

— Gewiß, antwortete Schwarzenau, doch auf beiden Gebieten nur mit seiner Außenseite, ein Schaden, den jeder redliche Arbeiter verschmerzen wird, auch wenn er, wie z. B. der Färber, für sein Lebenlang blaue Hände davonträgt. Aber wer einmal seine angeborne und anerzogene, also natürliche Stellung unter mehr und minder gebildeten Menschen hat, wird für seine Mühen, und selbst für die fruchtlosen, leichter eine befriedigende Entschädigung und Erholung bei den Besten unter Jenen finden. In vielen Fällen wird er

auch durch die Gemeinsamkeit der Rede und der Umgangsformen mehr wirken können, als in Kreisen, in welchen er sich schwerer verständlich machen und nie gemüthlich zu Hause fühlen kann. Ich nehme natürlich die mit besonderer Kraft der Selbstentäußerung und mit der Apostelgabe der Sprachen Ausgestatteten, die eigentlich berufenen Missionäre der Bildung, aus. Oder finden Sie vielleicht in diesen Ansichten Egoismus und Kastengeist?

— Sie zwingen mich, entgegnete Elodie, zu Bekenntnissen vor mir selbst und vor Ihnen. In diesem Sinne kann auch ich mich nicht von Egoismus freisprechen, der aber umsomehr zu entschuldigen ist, weil ich mich keineswegs jener hohen Mission gewachsen fühle, die ich mit Ihnen nur einer auserlesenen Zahl edler Menschen zuschreibe. Den Werth der Arbeit aller Grade ahnte ich, selbst unter widersprechenden Umgebungen, schon in früher Jugend; ihre Nothwendigkeit für mich lehrte mein Schicksal. Daß ich gerade diesen Zweig ergriffen habe, ist, wie Sie wissen können, mehr Sache des Zufalls. Daß ich dabei nicht das Verlangen nach einer feineren und höheren Gattung der Beschäftigung empfinde, daß sogar jene Sehnsucht nach

einer beglückenden Rast nach der Arbeit ihrer Befriedigung sicher ist; auch dieses ist eine Gunst des Zufalls, wenn auch nicht ein Wink der Vorsehung, wie schwärmerischer Glaube sagen würde. In der Lehrerin und Genossin meiner Arbeit nämlich, in Louise Fermenach, die Sie nur nach ihrer anmuthigen Außenseite kennen, habe ich nicht blos eine hingebende Freundin gefunden, sondern auch ein äußerst strebsames, mir selbst an höherer Bildung reichlich gleiches Wesen. Inhaltreichere Stunden nach der Arbeit, als sie mir je die Frauen der höheren Stände boten, ließen mich in ihr die in jeder Beziehung Ebenbürtige ehren und lieben. Sie ist freilich eine der seltenen Ausnahmen des Arbeiterstandes, und ich — dies ist das demüthige Geständniß, daß ich Ihnen aussprechen wollte — bezweifle, daß ich der Nothwendigkeit, in diesen Stand einzutreten, mit Muth und Freudigkeit folgen würde, geschähe dies nicht an solcher Hand. Dennoch aber würde ich ihr folgen!

Sie sah vor sich nieder, während Schwarzenaus Blick sinnend und bewegt auf ihr weilte.

— Der Zufall, sagte er nach einigen Augenblicken des Schweigens, hat Sie auf diesen Weg geführt, dessen

Betretung Ihnen ohne diesen Zufall das Gebot einer Nothwendigkeit sein würde, die kein Glück, sondern nur das Genügen erfüllter Pflicht verheißt. Werden Sie aber die Stütze und Gewähr Ihrer Zufriedenheit, die Sie jetzt in Ihrer Freundin finden, immer zur Seite haben? Von dem jedes Bündniß bedrohenden Tode nicht zu sprechen, hat nicht das Leben viele Abstufungen der Nähe und der Ferne?

— Ich glaube an Louisens unwandelbare Anhänglichkeit und Freundschaft.

— Aber auch Andere, auch Männer werden ihre Vorzüge erkennen und um ihre Neigung werben. Es kann schon bald geschehen, daß das Glück der Liebe auch ihr aufgehe, und dann wird ihr Herz und ihre Zeit nicht mehr der Freundschaft allein angehören. Sie selbst würden dies nicht an sie verlangen und viele einsame Stunden statt jener bisher so schön ausgefüllten verleben müssen.

— Sie meinen es gut mit mir, auch indem Sie mich durch die Wolkenschatten möglicher künftiger Entbehrungen entmuthigen wollen. Ich bin jedoch auch auf sie gefaßt und selbst auf eine stärkere Vereinsamung. Alles wird mir durch das Bewußtsein überwogen werden,

daß ich der feindlichen Gewalt des Schicksals die Kraft des menschlichen Willens entgegensetze und so viel Freiheit erringe, als dem schwächeren Geschlechte möglich und ziemlich ist.

— Elodie, rief Schwarzenau aus, sie zum erstenmal bei ihrem Vornamen nennend, wenn Sie sich um jeden Preis aus der alten Welt verbannen wollen, so lassen Sie mich Ihr Exil theilen! In dem Augenblicke, in welchem Sie jene verlassen, wird sie mir zur Wüste — zur Insel der Glückseligen aber jeder Boden, auf welchem Sie mit mir hausen möchten. Den Antheil an Ihrer Freiheit und Zufriedenheit, den Sie der Freundin gaben, geben Sie dem Liebenden, dem Gatten!

Er hatte ihre Hand gefaßt, deren Zittern er fühlte, und sah ihr in die vorhin noch so hellen, jetzt mit Thränen gefüllten Augen.

— Dieses Glück zu gewinnen, fuhr er fort, war der Zweck meines Besuches. Bevor ich aber ihre Entscheidung erbat, sollte und wollte ich versuchen, noch einmal, ohne Rücksicht auf mich, Ihre Ansichten und Entschlüsse zu erschüttern.

— Ich darf nicht! sagte sie mit leiser, aber fester Stimme. Ich darf nicht diesem Rufe des Edelmuthes

und, ich will es glauben, der Liebe folgen, und wäre es auch nur, weil ich noch nicht die Unabhängigkeit errungen habe, die allein mir das Recht und das Bewußtsein einer freien Entscheidung für mein und fremdes Glück sichert.

— Gerade jetzt, unterbrach er sie, sind Sie noch unabhängig genug, um Ihrem Herzen zu folgen, wenn anders dieses für mich spricht. Sie irren sich, wenn Sie glauben, es mehr zu werden, wenn Sie sich erst dem neuen Leben ganz hingegeben haben. Ich würde geduldig warten, bis Sie mir zuriefen: Jetzt komme, ich bin frei! Aber Sie würden zu aufrichtig sein, um mich als einen Ihnen fern und fremd Gewordenen betrachten, wenn erst die Ihnen eigene Beharrlichkeit und Folgerichtigkeit Sie tief in Gesichtskreise hineingeführt hat, die jetzt noch unter Ihnen liegen.

— Nicht unter mir, sondern nur unter Ihnen, mein Freund! sagte Elodie. Und das ist es, was uns trennt — nicht etwa ein falscher Stolz der Besitzlosen gegenüber einem Manne, welchem das äußere Besitzthum, ich weiß es, nur eine untergeordnete Beigabe ist zu dem innerlich reichen Leben, daß er mit mir theilen will — nein, die Verschiedenheiten unserer Ansichten

über die Würde der Arbeit und über die Befriedigung, die nur sie, welcher Art sie auch sei, mir nach meiner bisherigen Erfahrung und Empfindungsweise gewähren kann. Denn in meiner, von der Ihren so verschiedenen Vergangenheit liegen die Wurzeln der uns trennenden Zukunft.

— Ich erkenne alle diese Trennungen nicht an, meine Liebe wird sie überwinden. Aber Sie sind Egoistin, nicht freilich im alltäglichen Sinne, nicht für Ihren Lebensgenuß, sondern für die kalte strenge Durchführung Ihrer Principien, für den Stolz, nur durch eigene Kraft sich den Weg zu bahnen.

— Sie thun mir unrecht und vergessen meine Bekenntnisse von vorhin; ich bedarf auf jedwedem Wege liebevoller Theilnahme. Sie vergessen oder übersehen ferner, daß mir die Sorge für den Frieden auch Ihrer Zukunft eben jetzt auf dem Herzen liegt. Erschweren wir uns nicht länger das Scheiden dadurch, daß wir uns seine Nothwendigkeit für jetzt aus den Augen rücken, um es — ich darf diese Ahnung nicht verschweigen — doch nur in unbestimmbare Ferne hinauszuschieben! Schonen Sie meine Kraft, deren Frische ich morgen zum Antritte meiner Wanderung bedarf!

Ihr war bange, er möge im Drange des Augenblickes ihren Grundsätzen alle möglichen Forderungen bewilligen, um das Versprechen ihrer Hand zu erhalten, und zu edel denken, um jemals später eine Selbsttäuschung zu gestehen. Zugleich rückte schon in dieser bewegten Stunde, in welcher die Wärme seiner Liebe ihr offenbar wurde, seine Gestalt ihrem Herzen wieder ferner und dagegen die des ersten Geliebten ihrer Jugend wieder näher durch ihre Erinnerung und vielleicht noch mehr durch ihre Einbildungskraft mit idealen Farben geschmückt. Der Zug ihres Herzens war nicht stark genug, um jene trennenden Gewalten zu überwinden, die der leidenschaftlichen Liebe des Barons weit geringfügiger erscheinen mußten.

Und selbst diese Liebe — Elodie konnte den leisen Zweifel nicht verstummen machen, der ihre eigenen wärmeren Empfindungen zurückdrängte — selbst diese Flamme seiner Liebe, war sie nicht ursprünglich nur die milde Gluth auf dem Opferaltare des Mitleids mit der einsamen Wanderin? Und diese wohlthätig erwärmende Gluth durfte ihr nicht zur zündenden Lohe werden, in welcher ihr Glück mit dem des selbstgetäuschten Freundes zu Asche verbrennen mußte.

Er fühlte, daß er nicht weiter in sie dringen dürfe und betrachtete sie schweigend mit traurigen Blicken.

Sie reichte ihm freiwillig die vorhin leise entzogene Hand und fragte:

— Lassen Sie mir neben dem dankbaren Andenken an Ihre Zuneigung die Gewißheit Ihrer bleibenden Achtung?

Er schloß ihre Hand in seine beiden und sagte:

— Meine höchste Achtung können Sie nie verlieren, und an meine Liebe werden Sie glauben lernen, auch wenn sie jetzt machtlos gegen Ihre Bestimmung sein sollte.

Als die Majorin spät wieder kam, war Schwarzenau nicht mehr da.

Sie sah Elodien ruhig, aber tief ernst und fragte sie nicht weiter.

Beide sagten sich nur noch gute Nacht, ohne Zusatz.

XVI.

Schon in dämmernder Frühe hatte Elodie ihr Lager nach unruhigem Schlafe verlassen. Sie durchschritt noch einmal den Bildersaal der vergangenen Tage und Jahre, dann verschloß sie ihn — nicht ganz, einigen wenigen Bildern zuliebe. Aber für jetzt wendete sie sich allen Träumen ab, dem kommenden Tage zu.

Sein Schimmer und sein Hauch kamen ihr entgegen, als sie die ins Freie gehenden Fenster öffnete, und brachten ihr das Gefühl körperlicher und geistiger Gesundheit. Die Bäume schüttelten sich mit leisem Rauschen aus ihrem Schlummer empor; die auf ihnen nistenden Vögel probirten die Einzelstimmen zum Morgenconcerte. Das fernher hereinblickende Gebirge ließ den Nebelmantel von den mächtigen Schultern fallen und zeigte ein tiefblaues Untergewand. Die Wolkenflocken im Osten wurden zum goldenen Vließe und erblichen erst, als der Lichtquell unter ihnen emporflammte.

Noch blieben die übrigen Fenster im Hause geschlossen und wahrscheinlich auch die übrigen Augen.

Elodie versah ihr Gepäck mit ihrer Adresse und mit Louisens Hausnummer.

Nach kurzem Nachdenken schrieb sie mit flüchtiger Hand an die Majorin:

„Um uns Beiden einen peinlichen Abschied zu ersparen, den ich nehmen muß, auch wenn Ihre Güte mich noch länger zurückhalten wollte, gehe ich im Stillen. Ich bitte Sie, Herrn v. Schwarzenau noch in meinem Namen für die gestrige Abendstunde zu danken. Wenn Sie selbst irgendwann meiner dankbaren Dienste bedürfen sollten, so bedarf es nur eines Winkes. Meine kleine Habe wollen Sie die Güte haben mir nachzusenden.“

Sie übergab den Brief dem noch schlaftrunkenen Hausmädchen, ließ sich von ihm die Hausthüre öffnen und schlüpfte hinaus.

Nur wenige und gleichgültige Menschen begegneten ihr auf den stillen Straßen.

Louise öffnete ihr auf ihr Schellen, schon völlig angekleidet, die Thüre ihrer neuen Heimstätte und umarmte die Eintretende.

— Tausendmal willkommen! rief sie aus. Die ganze Nacht hindurch war ich im Geiste bei Ihnen und konnte kaum Ihre Ankunft erwarten, die ich mit Gewißheit ahnte.

Bald kam auch ihre Mutter, nach ihrer Gewohnheit schon früh munter und sorgfältig angekleidet, heute sogar im Sonntagsgewande, obgleich Elodie absichtlich einen Werktag gewählt hatte.

Sie küßte diese auf die Stirne mit Thränen in den Augen.

— Zum Frühstück! rief Louise. Ich kann Morgens weder Nüchternheit noch Rührung vertragen. Bereits „sind die Rollen ausgetheilt und Alles wohlbestellt“ — ich meine nämlich die Plätze und die Tassen für den unvermeidlichen Kaffee. Fräulein v. Bentem —

— Elodie! verbesserte diese.

— Also Elodie bekommt die goldgeränderte für immer und ewig, bis sie sie zerbricht.

Nach dem Frühstücke ließ die Mutter die Beiden allein.

— Und gestern? Bitte nur wenige Worte für jetzt! sagte Louise.

— Dem Kampfe mit meiner Muhme folgte ein schwererer — mit einem Freunde. Mein Widerstand an sich war nicht so schwer durchzuführen, wie die Sorge, den Gegner nicht zu verletzen, noch auch ihn gefangen zu nehmen — denn es galt um seine Freiheit, wie um meine eigene.

— Aber Sie haben gesiegt und die Früchte dieses Sieges werden reifen. Jetzt machen wir eine Runde durch dies Haus des Friedens und beginnen dann unser gemeinsames Tagewerk.

Man klopfte.

Die Frau Majorin schickte das Gepäck des gnädigen Fräuleins ohne Gruß, ohne ein begleitendes Wort.

Ein leichter Schatten flog über Elodiens hohe Stirne.

Louise eilte umsomehr, ihr Programm auszuführen. Sie geleitete Elodien in die Werkstatt, wo sie ihr die mittlerweile angekommenen Arbeiterinnen einzeln mit Namen vorstellte, und diesen sie selbst als ihre nunmehrige „Geschäftstheilhaberin“. Elodie mußte sich diese Bestallung gefallen lassen. Darauf gingen sie in das längst bekannte gemeinsame Arbeitszimmer, wo bereits Stoff in Fülle auf sie wartete.

— Noch nicht! sagte Louise, als Elodie sogleich den Stoff ergriff, um ihm eine Form zu geben. Noch führe ich die Oberleitung. Erst müssen wir in Ihrer Privatresidenz die Ordnung herstellen, damit Sie sich jeden Augenblick darin heimisch fühlen können.

Sie ging mit ihr, um ihr beim Auspacken und Einordnen behülflich zu sein.

Bald entsprach die ganze Einrichtung der Zierlichkeit der Hände, die sie vollendeten. Die Fenster des netten Zimmers gingen in den kleinen wohlunterhaltenen Garten des mitten in der Stadt gelegenen Hauses.

— Da unten, sagte Louise, liegen unter Blumen und Blättern Schätze verborgen, die wir heute und noch an manchem andern Abend nach gethaner Arbeit heben wollen, Schätze der Weisheit oder der Thorheit, je nach den Händen und dem Geiste der Schatzgräber.

So geschah es denn auch. So lange die schöne Jahreszeit dauerte, wurden bei gutem Wetter die Erholungsstunden im Freien verbracht, bald in dem Gärtchen, bald auf Spaziergängen in Begleitung der Mutter. Es wurde viel gesprochen; daheim, mehr nur an Regentagen, gelesen. Nicht selten theilte Willibald, Louisens Verlobter, diese Stunden, welche wir nicht

ganz richtig Erholungsstunden nannten. Denn sie hatten ihren eigenen Zweck und Werth, so gut wie die Arbeitsstunden, nur daß diese durch ihre größere Zahl und durch strengeres Gesetz einen äußeren Vorrang geltend machten.

Beider Wechsel wirkte sehr wohlthätig, die technische Arbeit befriedigend, die geistige erhebend, die Bewegung im Freien, sowie die leichtere Unterhaltung erfrischend und erheiternd. Die pünktliche Abgrenzung gab ruhige Hingebung an die bindenden Aufgaben, und für die Freistunden das Gefühl wohlverdienten Genusses.

Louise hatte oft Mühe, die Zudringlichkeit neugieriger und selbst wirklich theilnehmender Besucher abzuwehren, welche die adelige Kleidermacherin sehen wollten, denn Elodiens Schritt hatte um so größeres Aufsehen gemacht, als seine Prämissen dem Publikum unbekannt blieben.

Elodie selbst begegnete unabwendbaren Besucherinnen mit großer Ruhe, wies aber jede Annäherung zurück, indem sie sich hinter ihrem Arbeitstisch verschanzte. Sie war jetzt so weit vorgeschritten, daß sie selbstständige Arbeiten übernehmen konnte und dem Geschäfte wesentliche Dienste leistete. Mit gutem Gewissen durfte

sie in dem jetzt noch ausschließlich Louisen zugewiesenen oder vielmehr aufgedrungenen Ertrage der Arbeit eine materielle Vergütung für die Zeit und Aufmerksamkeit sehen, welche Louise noch ihrer Vervollkommnung widmete.

In den anfangs nur seltenen Minuten völligen Alleinseins dachte sie noch manchesmal an den letzten Abend im Hause der Majorin zurück. Noch klang ihr Schwarzenaus Wort nach: daß sie an seine Liebe glauben lernen werde. Aber kein Zeichen dieser Liebe erschien. Seinen Besuch in Louisens Hause erwartete sie nicht, eher aber eine Zeile der Frage, des theilnehmenden Andenkens. Sie harrte ganz im Stillen, doch nicht mit Hangen und Bangen. Ihr lauterer Sinn bewahrte sie vor dem eitlen Wunsche nach Fortdauer einer Liebe, die sie nicht in gleicher Wärme erwidern konnte; aber nicht ohne Schmerz gab sie den Glauben an dieselbe auf, den Glauben an die Festigkeit eines warm fühlenden Mannes, dessen Bild jetzt in die farblose Reihe der vergessenden und vergessenen Bekannten zurückwich.

Unter der Hand zeichnete sie in und außer den Arbeitsstunden Muster und Modebilder, daneben auch Gruppen und Scenerien, bisweilen mit launigen Zu-

thaten, zum Danke und zur Bewunderung Louisens, deren Urtheil ihr auch auf diesem Gebiete nicht gleichgültig war. Denn Louise hatte einen für die schöpferische und in höherem Sinne kunstgerechte Ausübung ihres Berufs nöthigen Zeichnenunterricht genossen und in ihrer strebsamen Weise die Grenzen der Nothwendigkeit so weit überschritten, daß sie wenigstens Sinn für wahre Kunstleistungen und einiges Urtheil über sie besaß.

Ihr Lehrer hatte die von ihm selbst geschaffenen und andere in seinem Besitze befindlichen Zeichnungen und Gemälde ihr oft vorgelegt und erläutert und war ihr Führer in der städtischen Bildersammlung gewesen. Er selbst war als tüchtiger Zeichner und Maler geachtet und gab nur Solchen Unterricht, die ihm persönliche Theilnahme einflößten. Zu diesen gehörte Louise, die er von Kindheit an kannte, da er früher Hausgenosse und Freund ihres Vaters gewesen war.

Nach Kurzem richtete sie jetzt einen Tisch mit schönen neuen Zeichnenapparaten nebst Farbenkasten und Zubehör in Elodiens Zimmer auf, angeblich „zu gemeinsamem Gebrauche“, und drang darauf, daß diese einen Theil des Sonntags und einen Wochennachmittag der Kunst widme.

Elodie fügte sich den Anordnungen ihrer „Vormünderin“ und überraschte sie dafür zu ihrem Geburtstage mit einer sorgfältig ausgeführten Landschaft in Wasserfarben, die eine Parthie aus ihrer Heimath darstellte. Dort hatte sie vorlängst die Entwürfe gemacht, deren Ausführung die Ereignisse verhinderten. Das Geschenk versetzte Louisen in eine Gemüthsbewegung, die nicht der dankbaren Freude allein galt, sondern auch der Frage über Elodiens eigentlichen Beruf.

Diese verließ sie, nachdem sie ihr Werk in guter Beleuchtung aufgestellt hatte, und fand sie noch in tiefer Betrachtung davor sitzend, als sie nach einiger Zeit zurückkam.

XVII.

Frau Fermenach pflegte den Geburtstag ihres einziges Kindes durch ein fröhliches Mal mit den nächsten Bekannten zu feiern, gewöhnlich am nächstfolgenden Sonntage. Diesmal hatte sie ein leises Bedenken wegen Elodien, welcher die meisten Einzuladenden mehr und minder fremd waren. Louise aber, die ihre Freude an dieser Nachfeier kannte, hatte ihre Freundin bereits darauf vorbereitet, daß die kleine Gesellschaft nicht aus gleichartigen Mitgliedern bestand; auch sollten mit Elodien noch einige neue hinzutreten. Diese hatte willig zugesagt und der guten Frau ihre heitere und unbefangene Theilnahme zugesichert.

Die Eingeladenen waren folgende:

Wittwe und Tochter eines braven Maurermeisters, die in dem Stammbaume des Hauses Fermenach als Base und Bäschen benannt waren; ein vieljähriger

Hausnachbar, Schuster Wörthmann, ein alter Zunftmeister, der jedoch gerne neue Schriften und Zeitungen las und mit der Erbweisheit seines Standes darüber philosophirte; dessen Sohn und seit Kurzem Associé, ein in Frack und selbstgefertigten Lackstiefeln einheimischer Elegant, der soeben seine Wanderjahre vollendet und in den Zusammenkünften und Vorlesungen der Handwerkervereine gelernt hatte, über Manches nachzudenken und über Alles zu sprechen; sodann jener Zeichenlehrer Louisens, Maler Albrecht; ihr Verlobter, Willibald; ihre erste Arbeiterin, als Vertreterin der übrigen und zu Ehren des Ateliers eingeladen.

Elodie half, als Mitglied der Familie, die Gäste versorgen, da kein dienender Geist bei Tische aufwartete. Bei dieser Gelegenheit sprach sie mit Allen und Jedes erwiderte nach seiner Weise ihre Freundlichkeit.

Einige verbargen ihre unüberwindliche Neugier unter achtungsvoller Aufmerksamkeit, Niemand fiel ihr mit einer Frage lästig.

Louise hatte ihr einen Platz zwischen Wörthmann Sohn und der Base angewiesen, deren Tochter zu ihrem stillen Vergnügen von dem linken Arme des jungen Mannes beschützt wurde und sich durch den Platz an

seiner Herzensseite bevorzugt fühlte. Louise selbst saß zwischen Willibald und ihrem Lehrer, den sie absichtlich nicht zu Elodien gesellt hatte, um einer ausschließlichen Unterhaltung Beider über künstlerische Gegenstände während des Mittagsessens vorzubeugen.

Elodie hörte die zutraulichen Herzensergießungen ihrer Nachbarin nicht sowohl mit Geduld an, als mit Interesse für das äußere und innere Kleinleben, in welches dieselben sie blicken ließen. Die Wittwe erzählte von ihren jungen Tagen, da ihr lieber Seliger noch Geselle bei ihrem Vater gewesen sei; wie manches Jahr sie habe warten müssen, bis Jener so weit gekommen sei, daß er um sie habe anhalten dürfen; wie sehr er es ihr gedankt habe, daß sie ihm während seiner Wanderschaft treu geblieben war, obwohl sie als „vermögendes Mädchen“ gar manchen Bewerber gehabt habe; wie sie nach dem frühen Tode ihres herzensguten Mannes um ihrer Tochter willen noch eine Weile das Geschäft fortgeführt habe, aber der Länge nach mit den rohen Handlangern und dem vornehmen Obergesellen nicht ausgekommen sei.

— Die Welt ist eben anders geworden und Alles will höher hinaus! sagte die übrigens noch nicht betagte

Frau. Ich habe meiner eigenen Tochter mehr lernen lassen müssen, als sie nöthig hat, um eine gute Hausfrau und Mutter zu werden, und was kann denn ein Mädchen Besseres werden?

— Gewiß, antwortete Elodie, eine Frau, die ihren Haushalt nicht aus dem Grunde kennt und zu verwalten versteht, kann in ihrem eigenen Hause nicht recht einheimisch sein und es Mann und Kindern nicht wohl daheim sein lassen. Heutzutage sind jedoch die Schulen so gut eingerichtet, daß jedes Mädchen noch leicht Allerlei lernen kann, was der Häuslichkeit keinen Abtrag thut, wenn es auch über den nöthigsten Bedarf hinausgeht. Und wer weiß denn, ob nicht irgend einmal nöthig wird, was heute noch überflüssig zu sein scheint, gerade weil jetzt alle Welt höher hinaus will, wie Sie selbst sagten. Keines von uns jungen Mädchen kann voraus wissen, in welchen Stand es einmal kommt, was es hier zu Lande oder in Amerika zu gebrauchen hat und was für Kenntnisse und Bildung man an es fordern wird, besonders sein zukünftiger Freier oder Mann. Wenn die Männer vorwärts gehen, so dürfen wir Frauen nicht gar zu weit hinter ihnen

bleiben. Es ist ja auch nicht Jeder beschieden, eine Hausfrau zu werden.

Die Wittwe drückte ihr die Hand und sagte:

— Ja, ja, Sie sehen weiter als ich und machen mich ganz zufrieden damit, daß meine Tochter gelehrter ist als ihre Mutter. Was ein gescheites Frauenzimmer aus sich selbst machen kann, sehen wir ja mit großem Respect —

Sie stockte verlegen und Elodie ergänzte lächelnd:

— An mir, meinen Sie? Viel Ehre, aber ich muß noch viel lernen und arbeiten, bis ich werde, was ich werden will und soll.

— Ach Gott, sagte die Wittwe ganz gerührt, Ihnen wird ja auch der liebe Himmel einmal einen Mann bescheeren, der einer so feinen und geschickten Frau werth ist.

Der junge Wörthmann, der dem Gespräche bisher schweigend zugehört hatte, sagte jetzt halblaut zu Elodien:

— Die gute Frau hat Sie nicht richtig verstanden; Sie müssen es ihr zugute halten.

Er wollte eigentlich noch sagen: „Ich aber verstehe Ihrer Worte tiefen Sinn!“ begnügte sich jedoch mit feiner Andeutung dieses Selbstbewußtseins durch Blick

und Haltung. Er wußte, daß er zu den vorgeschrittenen Männern gehöre, die Elodie im Auge hatte, und war bescheiden genug, um ihre höhere Bildung anzuerkennen, wünschte aber umsomehr, sich des Ehrenplatzes neben ihr würdig zu zeigen.

Sie ließ seine Aeußerung über die Wittwe unbeantwortet und gab ihm dafür gerne Gelegenheit, über seine Erfahrungen und Ansichten zu reden. Sie wollte von ihm Manches lernen, wie vorhin von ihrer Nachbarin, und wäre dies auch nicht gewesen, so gab sie Jedem das Recht des Selbstgefühls und des individuellen Standpunktes zu.

Sie hörte ihm aufmerksam zu, wenn auch nicht mit der Bewunderung wie seine junge Nachbarin auf der andern Seite, aber doch mit wirklichem Interesse an den Bestrebungen der verschiedenen Arbeiterklassen und ihrer Parteien, von welchen er als thätiger Theilnehmer erzählte.

Sein alter Vater war aber kein so geduldiger Zuhörer, so stolz er auch auf die Beredtsamkeit seines Sohnes war. Seine eigene wurde einigermaßen durch den guten Wein der Gastgeberin gesteigert.

— Ihr jungen Leute, rief er aus, als Jener die bevorstehende Herrschaft der Arbeit und der Arbeiter als das goldene Zeitalter beleuchtete, Ihr wollt nicht blos den Gewaltigen der Erde über die Köpfe marschiren, sondern auch uns alten echten Arbeitern selbst, Euren Vätern und Meistern. Doch was rede ich Eurer Einem von Meistern? Ihr seid ja Alle als Meister auf die Welt gekommen! Ihr meint Euren eigenen Weg zu gehen und laßt Euch doch nur von Leuten gängeln, denen keine Zunft den Meisterbrief geben würde, von Eurem Lassale oder Junker v. Schweizer, und von Jedem, der ein gutes Mundwerk hat! Und Eure Führer und Verführer merken nicht einmal, daß sie selbst von noch Klügeren am Narrenseile geführt werden, von Bismarck und Seinesgleichen, die an ihren Armeen mit Zündnadeln und anderen Mordwaffen nicht genug haben, sondern noch größere mit Schneidernadeln, Schusterpfriemen und anderen Friedensgewehren heranziehen wollen.

— Wenn wir erst das allgemeine Stimmrecht errungen haben, entgegnete der Sohn, dann sollen unsere Waffen den Frieden dictiren. Dann wird auch der Staat das Geld, womit er jetzt so viele Faullenzer und

Betrüger ernährt, den fleißigen und ehrlichen Arbeitern zuwenden. Wir fordern unser Recht, kein Almosen.

— Für jetzt aber, sagte der Maler bedächtig, verlangen doch die Lassalleaner Unterstützung, also freiwillige Gaben von den Gewaltigen des Staates selbst, dessen Gewalt sie untergraben und bekämpfen wollen. Der alte Herr hat Recht: Wenn Jene diese Unterstützung hergeben, so ist es nur ein Sold zur Heeresfolge gegen andere Feinde, die ihnen gefährlicher sind als die Lassalleaner. Die Trojaner erfuhren einst zu spät, daß auch die Geschenke der Feinde zu fürchten sind. Die plumpe Forderung der Staatsunterstützung erinnert an das Wort des Pfifficus im „Don Juan": Merken Sie denn nicht, man will Sie ja fangen! Aber Don Juan merkt dies wohl.

— Und auf der andern Seite, sagte der Architekt, wird die große Volksgemeinde, die sich von Bevormundung und Gewaltherrschaft bevorrechteter Stände freimachen will, mehr Zutrauen zu Jenen fassen, die nur eine neue herrschende Kaste gründen wollen, welche die anderen zum Tempel hinauswirft?

— Und weiter, secundirte Louise ihren Geliebten, diese Kaste nimmt ausschließlich den Namen der Ar-

beiter in Anspruch. Sie schließt nicht blos, wie Ihr Vater mit Recht klagte, die Arbeiter alten Stils aus, sondern auch die modernen, die das Handwerk zugleich zur Arbeit des Geistes machen wollen. Sind nicht zum Beispiel die Bauhandwerker, die, mit dem Geschmacke und der Bildung der Zeit fortschreitend, zu Jüngern und Meistern der Baukunst geworden sind, wie hier mein Freund Willibald, sind sie nicht auch Arbeiter? Hören wir Bekleidungskünstler etwa auf, Arbeiter zu sein, seitdem wir die Natur des menschlichen Körpers und die Gesetze der Schönheit studiren, um das Geschlecht des neunzehnten Jahrhunderts würdiger auszustaffiren? Sind nicht endlich die Ritter des Geistes und der Bildung, Poeten und Propheten, Lehrer und Gelehrte, sind nicht alle Bildner der Menschheit auch Arbeiter, und gewiß in höherem Sinne, als die Bildner und Former derberer Stoffe? Wer nur immer arbeitet, sei es mit der Hand oder mit dem Geiste, hat Theil an dem allgemeinen Stimmrecht, wenn auch die Stimmen nur gezählt, nicht gewogen werden. Am wenigsten aber sollte bei dem Stimmrecht die Kraft der Lungen oder gar der Fäuste geltend gemacht werden, wie dies

gerade bei Sanct Lassalle's Jüngern nicht selten vorkommen soll.

— Sie werden mich doch nicht der Sympathie mit solchen rohen Schreiern fähig halten? wendete der junge Mann empfindlich ein.

— Wenn ich nicht wüßte, beschwichtigte ihn Louise lachend, daß Sie den Inhalt des Wortes über die Stärke seines Schalles setzen, so hätte meine schwache Stimme nicht diesen geistreichen Sermon an Sie gerichtet. Aber warum schreiten nicht gerade die gebildeten Führer und Mitglieder der Arbeitervereine gegen Rohheit und Gewaltthat innerhalb ihrer Partei ein, wenn einmal die junge Freiheit über die Flegeljahre hinaus ist? Und daß sie wirklich so weit erwachsen ist, beweist die parlamentarische Ordnung in so vielen und selbst den radicalsten Arbeitervereinen Deutschlands und Frankreichs, so viel ich weiß.

— Warum die Anführer, sagte Wörthmann senior, warum gerade die vornehmen und gelehrten Herren Doctoren unter ihnen den Unfug begünstigen, ist leicht zu erkennen. Weil sie ihre Gegner nicht zu ihrer alleinseligmachenden Weisheit bekehren, das heißt, ihnen nicht ihre Herrschaft aufschwatzen können, so wollen sie

sie schrecken und übertäuben. Und weil sie sich doch schämen, höchstselbst zu brüllen und mit Stuhlbeinen und dergleichen zu gesticuliren, so stiften sie den Pöbel dazu an.

— Gestatten Sie mir, sagte jetzt Elodie mit sanfter, aber deutlicher Stimme, da auch wir Frauen an dem Stimmrecht der heutigen Versammlung theilnehmen, meinem Herrn Nachbar gegen Feinde und Feindinnen beizustehen. Der Vorwurf eigennütziger Herrschsucht trifft beiweitem nicht alle Führer wilder und aufgeregter Massen in revolutionären Zeiten, zu welchen wir auch die unseren rechnen müssen, so lange die unter dem Scheine der Ordnung auftretende Gewaltthätigkeit der Bevorrechteten keine gründliche friedliche Reform zuläßt. Vielmehr finden sich unter jenen Führern auch viele Idealisten, die mit Einem Schlage die besten und wahrsten Grundsätze zur Wirklichkeit machen zu können glauben. Sie möchten das „Tischlein decke dich!" des Zaubermärchens für die ganze Menschheit ins Werk setzen, halten aber für das beste Mittel dazu den andern Spruch des Zaubers: „Knüppel aus dem Sack!" Wenn aber die ausübende Knüppelgewalt, die sie aus eigenem Widerwillen dagegen der rohen Masse über=

lassen, zur augenblicklichen Herrschaft gelangt, so sind sie die Ersten, welche die alte Gewaltherrschaft um rettende Thaten anrufen.

Der Idealist an ihrer Seite war nicht sicher, ob sie ihm wirklich beigestanden habe.

— Ich danke Ihnen, verehrtes Fräulein, sagte er, für Ihre Vertheidigung der guten Absicht, die Sie, wie ich mir schmeichle, auch mir zuschreiben. Aber sagen Sie mir, wie wir verfahren sollen, wenn wir nicht Gewalt gegen Gewalt anwenden dürfen?

— Ich bin nicht so zahm, antwortete Elodie, daß ich nicht auch dieses homöopatische Mittel zulässig hielte, aber erst wenn die übrigen erschöpft sind. Dazu gehört freilich geduldige Arbeit schon im Leben des Einzelnen, noch viel mehr im Leben eines ganzen Volkes, in welchem die Erziehung in einer Reihe nicht von Jahren, sondern von ganzen Menschenaltern vorschreitet. Der gewissenhafte Volkserzieher darf nicht alle Früchte seiner Aussaat erleben wollen; verfrühte Keime gedeihen nicht zu Früchten. Befreien wir vor Allem die Schulen von der Herrschaft und den Einflüssen aller Derer, welche die Aufklärung zu fürchten haben. Dann werden

die Schüler frei werden und frei bleiben, weil es unmöglich ist, ein gründlich aufgeklärtes Volk despotisch zu regieren. Der blinde Simson gewann zwar wieder seine Muskelkraft und stürzte das Haus der Philister um, aber er selbst lag mit ihnen zerschmettert unter den Trümmern.

— Wenn wir aber, fragte der Maler, durch kein friedliches Mittel die hochobrigkeitliche Erlaubniß erhalten können, die Anstalten der Dressur in die der Erziehung umzuwandeln? Sollen wir dann das Haus, das wir nicht umbauen dürfen, nicht mit Gewalt dem Boden gleich machen, um Raum für Neubauten zu gewinnen?

— Es ist unmöglich, daß nicht Aergernisse kommen, recitirte Wörthmann Vater aus dem Evangelisten Lucas; wehe aber Dem, durch welchen sie kommen! Es ist mir leid, daß ich alter Mann keinen friedlicheren Ausweg weiß, wenn denn einmal eine neue Welt aufgebaut werden soll.

— Dem weiblichen Sinne, sagte Elodie, widerstrebt das Wort der Zerstörung, aber ich kann der indischen Religion nicht Unrecht geben, wenn sie in

ihrer Dreieinigkeit zwischen den schaffenden und den erhaltenden Gott den zerstörenden stellt. Ich selbst, sagte sie leiser und mehr nur zu Louisen, habe mein Revolutionsrecht nur angewendet, indem ich das Haus der Knechtschaft nicht zerstörte, sondern nur verließ.

XVIII.

Louise stand auf.

— Die erste Sitzung des Arbeiter-Parlaments ist geschlossen! sagte sie pathetisch. Sie hat den Krieg abgeschafft und die Revolution beschlossen — nur für den Nothfall, versteht sich. Nun kommt sogleich die zweite Sitzung, die wir stehend abhalten wollen. Vielleicht hat sie noch entschiedenere Folgen als die erste, ob sie uns gleich in das friedlichste Gebiet, in das der Kunst, hinaufführen wird.

Sie hatte den Arm des Malers ergriffen und führte ihn in das anstoßende Zimmer.

Die Gesellschaft folgte und befriedigte ihre Neugier an mancherlei hübschen Dingen, die dort ausgebreitet lagen, Erzeugnissen des Kunstgewerbfleißes, darunter Geburtstagsgaben aus mehreren Jahren bis heute, unter welchen die Anwesenden mit Vergnügen Werke

der eigenen Hände wiedererkannten. Louise aber zog Elodien mit dem Maler weiter fort in ein Cabinet vor ein an der Wand hängendes verhülltes Bild.

— Ich ziehe den Schleier von einer Zukunft! sagte sie sehr ernst, mit hörbarer Bewegung.

Der Vorhang flog zurück und Elodiens Landschaftsbild leuchtete dem überraschten Maler entgegen.

Er stand eine Minute in stiller Beschauung, dann sagte er:

— Dies ist auch ein Werk der Arbeit, und zwar einer langen Kette von Arbeiten, deren letztes Glied es nicht sein darf, so gewiß die Augen und die Hand, die es schufen, von dem heiligen Geiste der Kunst beseelt sind. Ich errathe diese Hand (er faßte die Elodiens) und will sie zu meiner eigenen Herzensfreude weiterführen. Wollen Sie mir dieses Zutrauen schenken? fragte er die demüthig, ja verwundert über sein Lob Dastehende. Bitte, lassen Sie mich auch noch andere Ihrer Bilder und Studien sehen, bis zu Ihren ersten Schularbeiten zurück.

Sie that es mit den Worten:

— Es sind nur Blüthen an meinem Wege —

— Die zu köstlichen Früchten reifen werden, weissagte er, wenn Sie sich fortan Ihrem wahren Berufe widmen. Ich begreife nur nicht, daß Sie ihn nicht schon längst erkannt haben.

— Ich aber erkannte ihn, rief Louise freudig, und habe nur geschwiegen, weil ich zuvor des Meisters Wort hören wollte, ohne seinem Urtheile vorzugreifen und ohne ihn selbst vorzubereiten.

Nun kamen auch die Uebrigen nach und bewunderten das Bild und seine Schöpferin.

— Ich habe es dem Fräulein schon längst angesehen — sagte der alte Wörthmann.

— Wer und was sie eigentlich ist, ergänzte Willibald, der ihre Nebenarbeiten bereits hinlänglich kannte, um mit seiner Braut über ihren künftigen Beruf einverstanden zu sein.

— Das wird Ihnen mehr einbringen als alle Schneiderei! sagte die Wittwe, und der junge Wörthmann:

— Wir Arbeiter werden stolz darauf sein, daß wir eine zeitlang die Künstlerin zu den Unseren zählen durften!

— Die Zunft, rief der Alte aus, muß ihr einen Ehrenbrief ausstellen, zum Andenken an das Handwerk, dessen Zeugniß sie so wacker verdient hat, ehe sie es verläßt!

— Elodie reichte dem Vater und dem Sohne die Hand und umarmte darauf Louisen mit Thränen.

— Noch gehöre ich zu Euch, sagte sie, noch dürft Ihr mich nicht ausschließen, bevor Du (sie gebrauchte zum erstenmale diese trauliche Benennung), meine theure Freundin und Wohlthäterin, mich losgesprochen hast nach der Sitte des Handwerks, und diesen Spruch muß ich erst noch besser verdienen! Ich bin zu stolz, um als Lehrling auszutreten: noch stehe ich unserer bescheidenen Genossin nicht gleich.

Elodie hatte bei diesen Worten die Hand der Arbeiterin ergriffen, die sie mit entzückten Blicken betrachtete.

Die Gesellschaft war gegangen und Louise sagte zu Elodien:

— Ich habe Deinen Beruf längst geahnt und — Du nennst mich ja Deine Vormünderin — bestimmt und mein Willibald war ganz meiner Ansicht. Er hat

ein Urtheil darüber! setzte sie mit stolzer Freudigkeit hinzu.

Nach wiederholten Berathungen mit dem Maler wurde der sofortige Eintritt Elodiens in seinen Unterricht beschlossen. Nur bestand Sie darauf, alles Ernstes noch einen Theil ihrer Zeit anzuwenden, um mit gutem Gewissen jene Lossprechung Louisens zu verdienen.

Albrecht rieth ihr, nach kurzer Zeit schon selbst einige Zeichenstunden zu geben, die er ihr leicht verschaffen könne — einmal, weil der Lehrende sich selbst belehrt, sodann, um bereits in der Kunst auch Schutz und Trutz gegen die mögliche Noth des Außenlebens zu suchen. In nahe Aussicht nach kurzer Lehrzeit stellte er ihr den Beruf der schaffenden Künstlerin, und sprach ihr die gewisse Hoffnung aus, daß ihr in ähnlicher Weise, wie in dem Bibelspruche die Gottseligkeit, auch die gottbeseelte Kunst die Verheißung des diesseitigen wie des jenseitigen, des leiblichen wie des geistigen Lebens bringe.

— Sollte diese zweifache Verheißung, sagte Elodie zu Louisen, nicht nach Wunsch in Erfüllung gehen, ich weder mir, noch der Welt als Künstlerin genügen, so bleibt mir die Zukunft zu den Kenntnissen, die ich Dir

verdanke. Schon auch aus diesem praktischen Grunde wünsche ich noch einen bessern Abschluß meines alten Berufes. Ich gewinne dadurch an Selbstgenügen und Selbstvertrauen, und das Publikum wird mir nicht nachsagen dürfen, ich sei unter die Maler gegangen, weil mich die Kleidermacher nicht brauchen konnten. Vielmehr würde man mir, wenn ich zurückgehen wollte, das Zutrauen gewähren, daß ich lieber unter Letzteren Meisterin, als bei Jenen Pfuscherin sein wolle. Indessen habe ich bis jetzt Muth und Hoffnung auch für das neue Amt.

— Ich weiß wahrlich, antwortete Louise, nur noch wenige Punkte, in welchen Dir meine Unterweisung noch nützen kann. Eine Frist von vierzehn Tagen wird hinreichen, um diese abzumachen, und dann darfst Du nicht säumen, mit ungetheilter Hingebung Deine Zeit und Kraft der Kunst zu widmen. Ich würde darauf dringen, auch wenn ich Deine liebe Nähe dadurch ganz verlöre; aber ich weiß, daß ich dies nicht zu fürchten habe. Du machst mich glücklich, wenn Du meine Hausgenossin bleibst, so lange keine Zweckmäßigkeitsgründe einen Wechsel der Wohnung bestimmen. Du bleibst dann während Deiner neuen Lehrzeit wie bisher vor

müßiger Neugier geschützt, und wer aus Deinem früheren Leben Deines erneuten Umgangs werth wäre, wüßte Dich auch hier zu finden.

— Ich will keine zu mir Zurückkehrenden, sagte Elodie, keine Revenants und Gespenster, die sie mir sein würden, wenn sie mich nach meiner neuen Entpuppung des Wiedererkennens würdiger hielten. Ich weiß auch nicht, ob ich neue Wandergenossen finden werde, mit welchen ich Hand in Hand gehen mag. Leider ist die wahre Liebe zur Kunst seltener als der häßliche Künstlerneid unter den Anhängern aller Künste, der bildenden wie der tönenden; er wird auch mich treffen, nicht wenn ich in der Kunst, sondern wenn ich in der Gunst der Kenner und der Menge Fortschritte mache. Gleichviel, bleibt mir nur Dein Haus eine heimathliche Einkehr, auch künftig, wenn Willibald dessen Herrschaft theilen wird!

— So lange wir leben, gehörst Du zu den Unseren! rief Louise liebevoll aus. Aber verschließen darfst Du Dich keiner neuen Neigung und noch weniger der Anziehungskraft eines gebildeteren Umgangs, als ihn Dir die meisten Mitglieder meines Standes bieten könnten.

Elodie wollte wieder Zweifel und Einwendungen aussprechen, doch Louise fuhr fort:

— Ich unterschätze gewiß nicht die Tüchtigkeit des mittleren und niederen Bürgerstandes, aber Du kennst ihn nur erst, wie ich ohne Eitelkeit sagen kann, aus unserem Hause und in seinen gesitteten Vertretern. Wer von Haus aus zu ihm gehört, kann bisweilen Begegnungen mit Unwissenheit und Rohheit nicht vermeiden, die er selbst in derberen Lauten zurückweisen muß, als die Dir gewohnten und mir behaglichen. Gerade Dein künstlerisches Gefühl bedarf auch der feineren Umgangsformen, um nicht aus allem Umgange zurückgescheucht zu werden.

So blieb denn Elodie in der alten Wohnung, auch nachdem sie die alte Beschäftigung gänzlich aufgegeben hatte.

Louise war fortwährend die treue Hüterin ihres ganzen Wohlseins.

Sie drängte sie fast täglich ins Freie um ihrer Gesundheit willen, welche ihr Feuereifer für die Kunst sonst gefährdet haben würde.

Seitdem sie ihr einmal scherzend gesagt hatte: „Du bist jetzt noch nicht so berühmt, daß ich nicht mehr an

Deiner Seite erscheinen dürfte!" wählte Elodie sogar öfter besuchtere Spaziergänge, um den Begegnenden und Louisen zu zeigen, welche Ehre und Freude sie in ihren Begleitern finde, zu welchen dann auch Louisens Mutter und Verlobter, manchmal auch Albrecht gehörten.

Jedoch führte die Aufmerksamkeit und Neugier, die sich den heiteren Spaziergängern manchmal in auffallender Weise zuwendete, sie bald wieder auf die früheren stilleren Pfade zurück. Elodie würde diese vielleicht nie verlassen haben, wenn sie nicht gewußt hätte, daß sie keine Begegnung mit Schwarzenau zu befahren habe, weil er, nicht lange nach ihrem Austritte aus dem Hause der Majorin, die Stadt verlassen und dem Vernehmen nach eine weite Reise angetreten hatte.

Willibald erzählte, Niemand — wahrscheinlich nur Schwester und Schwager ausgenommen — wisse, wohin er gegangen sei und wann, ja ob er zurückkehren werde.

Elodiens Lebenslauf wurde jetzt in allen Schichten der Bevölkerung bekannt und machte in vermehrten Ausgaben und mit mythischen Zusätzen die Runde, ein willkommener Gegenstand für Urtheile und Vorurtheile.

Im Allgemeinen indessen gewann Elodie Zustimmung der meisten Parteien.

Nur die Majorin und deren nächste Bekannte konnten ihr nicht verzeihen, daß sie sie in ihrer neuen Standeserhöhung nicht wieder aufsuchte und vielmehr an dem Umgange mit Louisen und den Ihren festhielt.

Jedoch fand sich die Majorin bewogen, Elodiens höfliche schriftliche Anzeige ihres Berufswechsels durch eine gleiche, aber kühle Einladung in ihr Haus zu erwiedern, in welchem ihr altes Zimmer leicht zum Atelier hergerichtet werden könne.

Elodie konnte nicht umhin, ihr einen Besuch zu machen, that dies aber zu einer Stunde, in welcher sie richtig ihre Abwesenheit vermuthete.

Hierauf sprach sie ihr wiederum schriftlich ihren Dank für ihr gütiges Anerbieten aus, welches sie für jetzt nicht annehmen könne, da sie ihre Wohnung bei ihrer „Freundin" behalten habe.

XIX.

Elodie segelte mit günstigem Winde.

Sie trat in die mit der Bildergallerie verbundene Kunstakademie ein, gab aber Albrechts Unterricht nicht auf. Einige einträgliche Lehrstunden erhöhten ihr kleines Einkommen. Sie kam nun in näheren und zwanglosen Verkehr mit Künstlern und Künstlerinnen schon von dem ersten Tage ihres Eintritts an, zu welchem wir hier zurückgehen wollen.

Der Professor, der die erste Classe leitete, wollte sie in diese einführen, als er in der Thüre des Arbeitssaales durch eine dringende Botschaft für einige Minuten in sein Zimmer zurückgerufen wurde. Er öffnete leise die Thüre und bat Elodien, seine Rückkehr an einem verborgenen Plätzchen hinter einem großen Bilde abzuwarten. Sie konnte von hier aus einen Theil der im Hintergrunde des Saales Arbeitenden überblicken, wenn sie sich ein wenig vorbeugte.

In der Damenreihe fiel ihr ein sehr hübsches jugendliches Profil auf, das sich ihr alsbald als einem Mittelwesen zwischen Knaben und Jüngling angehörend erwies, wenn nicht einem verkleideten Mädchen. Es oder er war dermaßen in seine Arbeit vertieft, daß er die ihm zugeflüsterten Worte seiner schönen lächelnden Nachbarin ganz unbeachtet ließ.

Plötzlich sprang er auf und rief:

— Fertig! Habt Ihr Alle Euren Schwur gehalten, mir nicht über die Achsel zu blicken?

Ein allgemeines heiteres Ja antwortete ihm.

— So kommt Alle her und erkennt Euren Meister!

— Wenn der Professor kommt, sagte ein bärtiger Geselle, so wird er Dir schon die Meisterschaft legen. Aber laß sehen.

Er sah das Bild mit dem Ausdrucke der Ueberraschung an und brach in ein Gelächter aus, in welches die zunächststehenden Beschauer einstimmten.

— Angelica, rief er aus, Du verdienst meinen Weihekuß!

Er küßte den Knaben auf die eine Wange, worauf dieser die andere jener Nachbarin mit den Worten hinhielt:

— Weihen Sie mich lieber zu Ihrem Angelicus! Ich werde mich dann glücklich schätzen, mein Bruder zu sein.

Die Nachbarin schlug ihm statt dessen leicht auf die Wange und sagte:

— Besser ist die Weihe des Ritterschlages, mein holder Knappe! Aber sind Sie dessen auch werth? Ich weiß bis jetzt nur, wie die Anderen, daß Sie ein kopfloses Bild gezeichnet und der zweideutigen Bewunderung der Kritiker vor wenigen Tagen entzogen haben.

— Danke für das Compliment der Kopflosigkeit, antwortete er, vorausgesetzt, daß es meinem Bilde gilt. Nun sehen Sie, die Köpfe sind ihm über Nacht gewachsen.

Und so war es auch.

Doch ehe wir dieses Wunder erklären, haben wir noch nachzutragen, daß die Gesellschaft dem Knaben, ihrem enfant gâté — den „ungezogenen Liebling der Grazien" hatte ihn der Professor genannt, da ihm die vorhandenen Grazien einen Platz in ihrer Mitte bewilligt hatten — daß ihm die Gesellschaft statt seines prosaischen Namens Conrad Menzig den wohlklingenderen der berühmten Malerin Angelica feierlich verliehen hatte, der zugleich der wirkliche seiner Schwester war.

Diese war ebenfalls Zeichnerin und Malerin, aber nicht Mitglied der Kunstschule; Familien-Verhältnisse hatten sie veranlaßt, schon früh einen großen Theil ihrer Zeit durch Ertheilung von Lehrstunden auszufüllen.

Conrad hatte seine Zeichnung, die ihm lauten und lustigen Beifall einbrachte, nach einem kleinen niederländischen Oelgemälde gemacht. Gestalten und Trachten waren sehr geschickt copirt, aber die Gesichter waren Porträts seiner männlichen und weiblichen Collegen; auch sein eigenes war darunter und blickte schalkhaft unter einer Frauenhaube hervor.

Die Studie dazu hatte er vorher mit Bewilligung der Urbilder gemacht, die diese Verwendung nicht ahnten.

Während er ihnen jetzt eine dramatische Erläuterung der Zeichnung zum Besten gab, waren ungesehen zwei neue Beschauer hinter die übrigen getreten. Seine Altstimme unterbrach der Baß des Professors.

— Junge, sagte dieser, selbst lachend, Du verdirbst mir die ganze Kunstschule und Dein eigenes Talent! In Deiner neuen Gallerie vermisse ich aber mit Bedauern mein eigenes Bildniß.

— Lieber Meister, entgegnete Conrad, auf niederländischen Bildern läßt sich kein Jupiterkopf anbringen!

In diesem Augenblicke entdeckte er Elodien, deren schöne Augen zwischen seinem wirklichen und seinem gezeichneten Antlitz hin- und herwanderten. Er erröthete tief und bedeckte mit rascher Handbewegung sein Abbild unter der Haube. Der Professor stellte nun Elodien und die Anwesenden einander vor. Sie erbat sich die Erlaubniß, ihre Arbeiten zu betrachten und sagte Conrad einige Worte ernster Anerkennung über seine „Umschaffung", wie sie seine Zeichnung nannte.

Von diesem Tage an wurde er ihr Paladin. Gleich anfangs brachte er es dahin, daß sie eine Arbeit in seiner unmittelbaren Nähe unternahm, und sagte der erwähnten anderen Nachbarin, die ihn der Untreue bezichtigte:

— Trösten Sie sich! Ich bleibe Allen treu, die meine Huldigungen annehmen, so hier der heiteren Muse und dort (er deutete auf Elodien) der tragischen.

Und so vertheilte er auch seinen Cultus. Elodie allein erfuhr, daß er auch ernst und warm empfand, und kam seinem anschmiegenden Vertrauen — das nicht zur Vertraulichkeit wurde — mit Herzlichkeit entgegen.

Nach kurzer Zeit sagte er ihr einmal von seinem Platze aus halblaut:

— Ich möchte Ihnen ein Geheimniß anvertrauen —

— Aha, unterbrach ihn seine komische Muse, die ihn behorcht hatte, ein Geständniß! Fräulein v. Bentem, hüten Sie sich! Er ist gefährlicher als er aussieht.

— Ein Geständniß wohl, sagte er mit trauriger Miene, aber aus einer andern Seele als aus der meinen, welche ja Fräulein v. Bentem nichts mehr zu gestehen hat, als was sie schon weiß.

Die Dame sagte theilnehmend:

— Ich glaube Sie zu verstehen; es gilt um Angelica die Erste. Aber ich will nicht mehr horchen. Hören Sie ihn an, Fräulein Elodie; Niemand kann seiner Schwester besser rathen als Sie.

Er sah sie dankbar an und bat Elodie um Erlaubniß, sie mit seiner Schwester in ihrer Wohnung zu besuchen; sie sagte eine nahe Stunde zu, nicht ohne Spannung auf die neue Bekanntschaft. Sie hatte bereits über Angelica Menzig Einiges vernommen, was sagenhaft in der Akademie umlief, wie ihre eigenen Erlebnisse, mit welchen die Angelicas eine gewisse Ver-

wandtschaft haben sollten. Darauf bezog sich auch die letzte Aeußerung der Nachbarin Conrads.

Die Geschwister wurden aufs Freundlichste von Elodien aufgenommen, die durch ihre Aehnlichkeit überrascht wurde. Hätte man ihre Kleider umgetauscht, so würde das Mädchenhafte in Conrads Zügen noch stärker hervorgetreten sein, im Gegensatze zu der um mehrere Jahre älteren Schwester, die in dem raschen Wechsel des Gesichtsausdruckes und der Körperbewegungen einigermaßen an männliche Kraftfülle und Leidenschaftlichkeit denken ließ. Letztere warf ihr sogar wirklich ihr Bruder im Verlaufe des Gespräches vor, ob er gleich im Uebrigen Partei für sie nahm.

Aus ihren und aus Anderer Mittheilungen an Elodien ergab sich Folgendes:

Sie waren die Kinder wenig bemittelter Eltern. Ihr Vater hatte ihnen seine künstlerische Naturanlage vererbt und alle Mittel angewendet, um dieselbe höher auszubilden, als ihm dies für seine Person geglückt war. Er hatte es nämlich nicht weiter gebracht, als bis zum Decorationsmaler, vulgo Stubenmaler und Weißbinder. Er würde dieses einträgliche Gewerbe besser ausgebeutet haben, wenn er nicht oft das Hand-

werk der Kunst nachgestellt und Verzierungen in unverlangter Quantität und Qualität angebracht hätte, die er nicht berechnen durfte und deshalb selbst als einen Aufwand für sein eigenes Vergnügen betrachtete. Manchmal gab er auch Versuchungen eines Geistes nach, der auch seinem lieben Sohne nicht fremd war.

So hatte er unter den Decorationen in der Wohnung einer Tänzerin Medaillons mit Bildern aus den heiligen Geschichten der Christen und den Heiden angebracht, die an sich keinen Anstoß gegeben haben würden, hätten nicht in einer Darstellung von Mariens Verkündigung die Gesichtszüge der heiligen Jungfrau an die Tänzerin und die des Engels an ihren früheren Beichtvater erinnert.

Dieser, ein bekannter Eiferer, hatte, wie man sagte, manche Schwächen der Schönen nicht blos mit Nachsicht behandelt, sondern auch zu seinem Vortheil benützt, gleichwohl aber sie excommunicirt, als sie sich ihm abgewendet und die Bühne betreten hatte. Menzig mußte sich bequemen, die heiligen Personen den unheiligen unähnlich zu machen.

Bald darauf aber cursirten im Publikum Copien

des Bildes nach seiner ursprünglichen Gestalt und mit noch größerer Porträt-Aehnlichkeit ausgestattet.

Angelica hatte sich, noch sehr jung, mit einem Juristen verlobt, der damals die Universität verlassen hatte und für die Kunst, wie noch mehr für die schöne Künstlerin schwärmte. Beide ließen sich durch die Liebe nicht in der fleißigen Verfolgung ihres so verschiedenen Berufes stören, sondern wurden vielmehr durch jene angespornt, einen festeren Boden im äußeren Leben für ihre Verbindung zu erringen. Er schritt verhältnißmäßig langsamer vor als seine Geliebte und bekam zwar immer noch früh genug eine Assessorstelle an einem Gerichte, die aber auf längere Zeit hinaus nur einen sehr spärlichen Haushalt zu Zweien in Aussicht stellte.

Glücklicherweise war Angelica im Stande, die fehlende Einnahme durch den reichlichen Ertrag ihrer Unterrichtsstunden und bereits auch ihrer ausübenden Kunst zu ergänzen.

Nun waren zwar Beide einverstanden, daß ein Abschluß ihres mehrjährigen Brautstandes an der Zeit sei, aber der neue Assessor war plötzlich, vielleicht unter fremdem Einflusse, der Ansicht geworden, daß seine Ehre als Mann und als königlicher Beamter den Ar-

beitserwerb seiner Gattin nicht gestatte. Sein künftiger Schwiegervater warf ihm vor, daß er Schillers Welterhaltung „durch Hunger und durch Liebe“ mißverstehe, indem er beide Ingredienzien in seiner Ehe vereinigen wolle.

Angelica war zwar eher bereit, ihren Appetit zu Gunsten ihrer Liebe zu beschränken und, was mehr ist, in der Ehe jedes Kleid ein Jahr länger zu tragen, aber sie fand sich in ihrer Künstlerehre gekränkt und schrieb die Ehrbegriffe ihres Verlobten einer Abnahme seiner Liebe zu. Er betheuerte ihr umsonst, daß er den größten Theil der bevorstehenden Entbehrungen allein tragen wolle.

— Du kannst Dir denken, sagte sie darauf, daß meine Liebe dies nicht zulassen würde. Du weißt, wie viele Frauen in unserer Stadt, und nicht blos der Geschäftsleute, sondern auch zum Beispiel des Lehrstandes, ihre Kenntnisse und Fertigkeiten zum gemeinsamen Gedeihen und Glücke verwenden. Warum hältst Du mich zu gering oder Dich zu hoch dazu?

Da er auf seinem Beschlusse beharrte, fuhr sie auf und sagte:

— Du hast selbst entschieden ausgesprochen, daß unser Brautstand jetzt ein Ende nehmen müsse. Ich bin darauf gefaßt, ihn ohne Bräutigam zu enden. Besinnst Du Dich eines Anderen, so kannst Du mich aus der Kunst-Akademie abholen, in die ich nächste Woche eintreten will.

Er versuchte vergebens, die Unterhandlungen wieder aufzunehmen.

Ihr Bruder, der mit ihrem Entschlusse einverstanden war und nur vermuthete, daß die heftige Art ihres Aussprechens den Widerspruch ihres Verlobten verschärft habe, ergriff jetzt lebhaft den Gedanken, den Rath seiner Freundin Elodie einzuholen. Angelica stimmte ihm gerne zu, da sie nach Allem, was sie von Elodie wußte, bei dieser ebensowohl Gleichheit der Gesinnung und der Kunstliebe vermuthen durfte, wie Besonnenheit des Rathes und wohlwollende Meinung.

Schon die erste Begegnung Elodiens bewirkte, daß sie ihr ihr ganzes Herz ausschüttete und ihr nicht verschwieg, wie schwer neben dem unwilligen Schmerze, ihre Treue gegen die Kunst und die Würde ihrer Selbstthätigkeit gemißachtet zu sehen, auch noch die Kränkung

ihrer treuen Liebe und das Verschwinden eines lang-ersehnten Lebensglückes auf ihrem Herzen laste.

Zudem meinte Elodie aus ihren ausführlichen Mittheilungen zu errathen, daß Assessor Ludwig, Angelicas Verlobter, die Kunst selbst würdige und vielleicht liebe, daß nur ein übertriebenes und irregeleitetes Pflichtgefühl ihn jene Bedingung stellen ließ und daß möglicherweise seine Liebe noch seine Bedenken zu überwinden vermöge.

Sie billigte deshalb zwar vollkommen Angelicas Beharren auf ihrem Rechte zur Arbeit und bei ihrer Treue gegen die Kunst, mit welcher ja vielleicht Ludwig selbst kaum der Aussöhnung bedürfe, aber sie widerrieth den sofortigen Eintritt in die Akademie, den er als Trotz deuten müsse, und nicht mit Unrecht.

— Unterlasse ich aber jetzt diesen Schritt, wendete Angelica ein, so würde er es als Schwäche deuten.

— Immer noch lieber, entgegnete Elodie, denn als unweiblichen Trotz — Sie entschuldigen diesen Ausdruck. Aber Sie sollen ja den Tyrannen nicht suchen, sich vielmehr von ihm suchen und nur unter der alten Rechtsverwahrung finden lassen.

Angelica folgte ihrem Rathe williger als sie gestand. Sie sollte also ihre bisherige Lebensweise fortsetzen und war sehr vergnügt, daß ihr Elodie versprach, in der herannahenden schönen Jahreszeit mit ihr im Freien nach der Natur zu zeichnen. Ihr lebhafter Sinn entrückte sie schon dem Schmerze über ihr Liebesunglück und ließ sie Elodien die lachendsten Pläne für die bevorstehenden gemeinsamen Genüsse entwickeln.

Diese sah mit Freuden, wie tief die Liebe zur Kunst und zu dem Schönen überhaupt in ihrer Natur wurzelte.

Nicht weniger freute sich auch Conrad darauf, diese Genüsse mit der Schwester, und noch mehr, mit der Freundin theilen zu dürfen.

Auch Louise wurde in das Vertrauen gezogen und stimmte mit allen diesen guten Vorsätzen überein.

XX.

Landleben! Nur wer seine Kindheit und seinen Jugendmorgen auf dem Lande verlebte und danach in einer größeren Stadt seinen Wohnsitz gefunden hat, kann die Anziehungskraft jenes Wortes ganz empfinden, bis zum verzehrenden Schmerze des Heimwehs. Auch den gebornen Großstädter erfaßt in schöner Jahreszeit ein Wandertrieb, ein Verlangen, reinere Luft zu athmen — oder zu „schnappen", wie der technische Name in den Luft-Badeorten der Bergstraße lautet; ein Verlangen nach hellerem Licht, nach Farben und Umrissen schöner Landschaften und nach freier Bewegung in dem erweiterten Gesichtskreise. Er tauscht dort die heimischen Gewohnheiten des Philisterlebens: das Schlafen am lichten Morgen und das Wachen beim Gaslicht, die Luxusgenüsse und ihre katzenjämmerlichen Folgen, gegen eine gesündere und naturgemäßere Lebensweise

aus. Auch sein Umgang gewinnt dort freiere Bewegung, die Scheidewände der Stände fallen — für vier Wochen; höher Beseelten freilich entfalten und kräftigen sich die Schwingen ihrer Psyche für längere Dauer.

Nie aber fesselt den Stadtgebornen der Zauber der Natur in solchem Maße wie Jenen, welchem hier zugleich die Idylle seiner glücklichsten Jahre klingend und leuchtend wieder aufleben. In der Waldeinsamkeit voll Widerhalls und goldgrünen Schimmers umschweben ihn die theuersten Wesen seiner Erinnerung; von den Berggipfeln blickt er wieder in das gelobte Land seiner Jugendsehnsucht, das er vergeblich draußen in der Ferne gesucht hat, weil es in seiner Innenwelt gelegen war.

Die reizenden Umgebungen eines Dorfes durchstreifen drei Wanderer, die offenbar nicht in der Einsamkeit elegischen Erinnerungen nachhängen wollen, sondern vielmehr in ihren ganz neuen Genüssen schwelgen. Sie gehören weder zu den gebornen Landbewohnern, noch zu den Städtercolonien, die sich alljährlich an Lieblingsorten auf dem Lande ansiedeln. Unsere Wanderer, in welchen wir Elodie und die Geschwister Menzig erkennen, waren vielmehr zum ersten Male für längere

Zeit auf dem Lande. Weit hinter den grünen Schranken der lieblichen Thäler, ja selbst hinter dem weitgespannten Horizonte der Höhe lag die Stadt, aus welcher sie gekommen waren, verschwunden und versunken sammt allen ihren beengenden Erinnerungen.

Sie hatten in den ersten Frühlingswochen öfter gemeinsame Studien in den nächsten Umgebungen der Stadt gemacht, die ihnen aber der Länge nach nicht genügten und ihr Verlangen nach neuen Motiven in freieren und anders gestalteten Landschaften steigerten. Sie waren dort zwar nicht durch lästige Begegnungen gestört worden, aber auch nicht dem stets wiederkehrenden Anblicke bekannter Figuren entgangen.

Andererseits konnte sich Angelica bisweilen eines Unmuths nicht entschlagen über die fortdauernde Unsichtbarkeit ihres vormaligen Geliebten, ob sie gleich nie von ihm sprach.

Viel entschiedener hatte Elodie mit ihrer Vergangenheit abgeschlossen und war sehr zufrieden, daß keine Hand den herabgelassenen Vorhang lüftete.

Der Professor und Albrecht hatten ihnen zu ihrem gegenwärtigen Landaufenthalte gerathen und verholfen.

Das geräumige Pfarrhaus des Dorfes hatte schon öfter Künstler beherbergt, unter ihnen auch jene Männer selbst.

Einfache bequeme Einrichtung für billigen Miethpreis und die Freundlichkeit der gebildeten Pfarrersfamilie ließen die drei Genossen bald behaglich einheimisch werden.

Elodie gab sich anfangs ausschließlich nicht dem Studium, sondern dem ziellosen Genusse der Natur hin. Das freigelegene Pfarrhaus wurde ihr zum sabischen Tempel, in welchem sie den Gestirnen des Tages und der Nacht ihre entzückte Verehrung darbrachte.

Geisterstimmen flüsterten und hallten in den Wäldern und Elodie lernte die Mythen der griechischen und der germanischen Vorzeit verstehen.

Sie vernahm die Klagen der Nymphen und der deutschen Waldfrauen; sie sah und hörte die unsterblichen Götter der Alten hoch über den Epigonen ihrer Völker einherziehen, den Sturmgott Wuotan mit seiner wilden Jagd, Donar auf seinem Wagen, von dessen Rollen die Berge erzitterten. Dann sendete der große Gott des Südens seinen befruchtenden Regen, und wie grünte, blühte, duftete danach die ganze Erde!

Gegenüber dieser Naturverehrung erschien Elodien eine Weile ihre Kunst duft- und luftlos. Aber bald trieb sie wieder ihr Genius, die vorüberziehenden Gestalten und Farben festzuhalten und durch die Kunst die Weihe der Naturpriesterin zu gewinnen. Jede echte Priesterweihe verleiht den Menschen die Macht, selbst den gestaltlosen Göttern eine Gestalt zu geben. Die Kunst tritt hinzu und öffnet den Geweihten die Augen zur Anschauung des Göttlichen in der Welt, des Schönsten, das in den vergänglichen Wesen und Gestalten zerstreut ist, damit sie es gleichsam in neue, übernatürliche und doch naturgetreue Schöpfungen sammle.

Eines Tages saßen die Drei zeichnend im Freien. Conrad war, wie gewöhnlich, zuerst mit seiner Skizze fertig und soeben von beiden Mädchen wegen muthwilliger Störung gescholten worden. Er saß ein Weilchen ganz ruhig und verglich die Landschaft vor ihm mit seiner Zeichnung.

— Angelica, rief er plötzlich, halt ein! Zu Deiner Landschaft wenigstens kommt soeben Staffage!

— Was hast Du schon wieder, Störenfried?

Mit diesem Gegenrufe blickte Angelica auf, ver-

stummte aber erröthend und erbleichend, indem sie nach dem nahen Thalrande hinstarrte.

Auch Elodie sah jetzt hin und bemerkte dort zwei männliche Gestalten, deren Umrisse sich scharf vor dem hellen Hintergrunde der kleinen Anhöhe abhoben. Sie erkannte den wohlbeleibten Pastor, der mit sichtbarer Mühe dem rascher vorschreitenden Gefährten folgte.

— Ahnen Sie, fragte Conrad, die Unterbrechung unseres harmlosen Künstlerlebens, die mit dieser langen Gestalt schon von ferne ihren Schatten ragend hereinwirft?

Seiner Schwester rief er zu:

— Zweifle nicht, er ists, entgegen ihm!

Er begann die reizende Melodie zu summen, die im „Freischützen" jenen Worten folgt.

— Laß die Possen! unterbrach sie ihn unwillig. Ich denke nicht daran, ihm entgegen zu eilen! Aber, mein Gott, was wird er wollen?

Sie fühlte unwillkürlich nach ihrem hochaufklopfenden Herzen.

— Wenn Du nur weißt, was Du willst! antwortete Conrad mahnend und wollte mit Elodien, die ihm einen Wink gegeben hatte, in das nahe Gebüsch gehen.

Angelica hielt sie aber zurück und bat:

— Bleibt bei mir als Zeugen, als mein Beistand!

— Erwarten wir denn den Feind in geschlossener Phalanx! sagte Conrad, und sie blieben.

Sie hatten Muße, sich zu rüsten, denn der Pastor hatte sein Wettrennen aufgegeben und sich als Hemmschuh an Ludwigs Arm geklammert. Während er jedoch wieder zu Athem kam, widerfuhr Letzterem das Gegentheil, als sie jetzt vor den Künstlern standen. Der Pastor gewann dadurch Zeit, ihn Elodien vorzustellen.

— Meine Feindin? fragte der Assessor mit halbem Lächeln, und, zu Angelica gewendet: Meine Freundin?

Diese wies seine dargebotene Hand nicht zurück, besann sich aber einige Secunden lang, bevor sie sie leicht berührte.

— Und was bin ich? fragte ihn Conrad. Bin ich gar nichts?

— Mephistopheles, antwortete der Assessor, der das Feuer der Zwietracht geschürt hat und über die Gepeinigten lacht. Aber weg mit dem Scherze, wo es sich um Sein oder Nichtsein handelt. Angelica, Theuerste, Du ließest mich einst in verhängnißvoller Stunde nicht ausreden; willst Du mich heute ruhig anhören?

— Um mich zu überreden, um den Willen eines schwachen Weibes durch Sophismen zu beugen! Ich bin, die ich war, und wenn wir einander fremd geworden sind — geworden wären, wer trägt die Schuld daran?

— Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt! glossirte Conrad, zu Ludwig gewendet.

— Er hat Recht, sagte dieser zu Angelica. Es ist wahr, ich bin fern geblieben, nachdem Du mich abgewiesen hattest, aber mit welchen Schmerzen und Kämpfen! Mußte ich nicht fürchten, aufs Neue in meinen innigsten Gefühlen verwundet zu werden, wenn ich mich Dir in einer Zeit genähert hätte, in welcher Du noch unter dem Banne des Mißverständnisses und der erregten Stimmung standest? Hier aber in diesem kleinen Paradiese des Friedens hoffe ich die Verlorne wieder zu finden. Darum bin ich hiehergekommen aus meinem neuen öden Hause, das ich umsonst zu Deinem Empfange geschmückt hatte!

Wiederum wollte sich Elodie mit den Uebrigen entfernen, um die Beiden nicht in ihrer Verständigung oder dem Gegentheile zu stören, und wie vorhin gab es Angelica nicht zu.

— Wir Beide haben nichts zu besprechen, sagte sie, als was Sie Alle hören dürfen, und ich bitte sogar, daß das wohlwollende, aber aufrichtige Urtheil der Anwesenden uns nicht vorenthalten werde. Es ist ja nicht von geheimen Liebeserklärungen die Rede, sondern leider steht die Sache zwischen uns anders.

Der Assessor, der mit den redlichsten Vorsätzen gekommen und jetzt auch von den besten Hoffnungen erfüllt war, sagte:

— Auch ich unterwerfe mich zum voraus der Jury dieses Liebeshofes, wenn Angelica dasselbe thut. Eine Liebeserklärung dürfte aber nur von meiner Seite überflüssig sein, da die meine schon in meiner Gegenwart liegt, während Angelicas Gegenwart in diesem fremden Lande das Gegentheil der ihren andeutet.

— Ich schäme mich nicht, entgegnete diese, zu erklären, daß ich Dich noch liebe, da alle Welt daheim längst weiß, daß ich Dich geliebt habe. Soll ich aber entsagen, dann eher, als der Kunst, einer Liebe, deren Vergeltung von Vorurtheilen abhängig ist! Ueberdies, wie kann eine Künstlerin mit dem Verächter der Kunst zu beiderseitigem Glücke verbunden sein?

— Gewiß nicht, antwortete Ludwig, aber Du weißt, daß Du eine solche Verbindung gar nicht zu befürchten hast, daß ich niemals Dich von Deiner Himmelsgabe trennen wollte. Eher war ich zu idealistisch, indem ich den Gelderwerb der Kunst nicht ganz würdig fand. Doch selbst gegen diesen habe ich nichts einzuwenden, wenn er eine Nothwendigkeit ist. Nur dies letztere war eigentlich die Frage, um die es sich zwischen uns handelte. Nun kenne ich allerdings die Bedürfnisse eines Haushalts nur wenig, aber ich kenne andere Assessoren, die sich und ihre Assessorinnen leidlich ernähren, ob sie gleich nicht mehr Besoldung und Vermögen haben als ich. Zudem ist mir eine baldige Beförderung zugesagt; ungern führe ich auch diesen prosaischen Punkt zu Gunsten meiner innigsten Wünsche an.

— Dies finde ich ganz in der Ordnung, sagte Elodie, aber wenn Angelica mit Ihnen langsam die Leiter Ihrer Beamten-Hierarchie erklettern soll, statt ihre Flugkraft zum beiderseitigen Besten zu verwenden, so wird letztere, fürchte ich, sammt ihrer ganzen Jugend unter dem Drucke der Sorge und wirklicher Entbehrungen verkümmern.

Die Geschwister nickten ihr Beifall zu; sie erbat auch des Pastors Votum.

Dieser sagte:

— Es darf Sie nicht befremden und noch weniger beleidigen, wenn ich den Beruf der Hausfrau im Allgemeinen über den der Künstlerin stelle und vollends ihre Thätigkeit außer dem Hause nur im Nothfalle zugeben möchte.

— Halten wir diesen Punkt fest, fiel Ludwig ein, mehr verlange und erbitte auch ich nicht. Das freie Walten der Künstlerin im gemeinsamen Hause wird mich zum glücklichsten Manne machen, und gerne will ich auch an dem Ertrage ihrer Lehrstunden Theil haben, wie sie an dem meiner Amtsthätigkeit. Aber diese Lehrstunden möge sie nur im Hause geben und sich dort suchen lassen, wie dies auch ihr künstlerischer Ruf bedingt und verdient. Und ferner wünsche ich, daß sie bei jedem ihrer Bilder mir den Vorkauf lasse. Dein letztes Werk habe ich bereits von meinen Ersparnissen durch einen Commissionär gekauft; es hängt über meinem Schreibtische und war mein Trost in der Zeit der Trennung.

Bei diesem warm ausgesprochenen Beweise seines Kunstsinnes konnte sich die Künstlerin einiger Thränen nicht enthalten.

— Hättest Du mich dies ahnen lassen, sagte sie, ihm einen Schritt näher tretend, wie gerne hätte ich Dir das liebe Bild geschenkt, daß ich nur ungern in fremde Hände gab. Aber nun ist es in keiner fremden Hand —

— Würde aber, setzte er ihre Rede fort, seinen Besitzer stets an seine Verarmung mahnen, wenn er nicht die theure Hand, die es schuf, zum Geschenk erhielte.

Diesmal überließ ihm Angelica die von ihm ergriffene Hand und sah Elodie fragend an, als ob sie sich vor ihr entschuldigen wollte.

Lächelnd und nicht ohne Rührung sagte diese:

— Vergeßt nie, daß die Kunst, die Euch trennte, Euch auch wieder vereinigte! Nur würde ich, für mich wenigstens, noch verlangen, daß die Würde der Arbeit nicht unbedingt auf die Grenzen des Hauses beschränkt werde, obgleich ich auch die Würde und den Segen des eigenen Herdes zu schätzen weiß.

— Einverstanden! rief der Assessor, der in der besten Stimmung war, noch alle möglichen Zugeständnisse zu machen. Unbedingt fordere ich nichts; ich ver-

traue meiner Angelica, die das rechte Maß in Allem treffen und mir zu Liebe thun und lassen wird, was nur irgend ihre Grundsätze gestatten.

Der Pastor hatte schon vorhin die wieder vereinigten Hände des Brautpaares segnend berührt und ging den Aufbrechenden voraus, um daheim ein bescheidenes Festmahl zu bestellen.

Conrad sagte zu Elodien, mit welcher er in wachsender Entfernung dem Paare vorausging:

— Ich halte wenig von den künftigen Kunstleistungen einer Hand, die in den Besitz eines Nichtkünstlers gerathen ist. Wollen Sie sich gefälligst dieses Votum Ihres noch allzu jugendlichen Verehrers merken!

— Ich glaube, antwortete Elodie, an den unzerstörbaren Charakter der wahren Weihe, die an sich schon vor aller unheiligen Berührung schützt.

— Diese reine Hand soll mich weihen! rief der Knabe feurig und wollte Elodiens Hand fassen.

Sie hob sie mit ernster Freundlichkeit und legte sie leise auf seine Stirne.

Schweigend gingen sie durch das friedvolle Thal, in welches die schützenden Höhen schon längere Schatten warfen.

XXI.

Elodie hatte den Schauplatz der Versöhnungsscene in einem mit vieler Liebe ausgeführten Aquarellbilde dargestellt; in der Oelmalerei war sie erst wenig vorgeschritten. Jenes Thal hatte sie nur sofern idealisirt, als sie das Schönste und Eigenthümlichste durch die Beleuchtung hervorhob. Die Menschengestalten waren nur eine Beigabe, welche die Einbildungskraft des mit jenem Vorgange nicht bekannten Beschauers anregte.

Das Ganze machte den Eindruck einer idillischen Dichtung und war doch realistisch genug, um sein Urbild nicht in der Gesner'schen Schäferzeit, sondern in der lebendigen Gegenwart suchen zu lassen.

Der Professor, unter dessen Augen Elodie das Bild ausgeführt hatte, fand es in hohem Grade gelungen und bestimmte sie, es in dem Ausstellungslocale der Akademie einem größeren Kreise und möglichen Käufern zugänglich zu machen.

Unvermuthet erhielt es einen wunderlichen Genossen, eine von leicht errathbarer Hand eingeschmuggelte Bleistiftzeichnung. Sie stellte dieselbe Landschaft dar, aber die Staffage trat deutlicher hervor und war zugleich phantastisch umgestaltet.

Den Pastor auf dem Thalrande umwoben die Strahlen der sinkenden Sonne mit einem Heiligenscheine, der zugleich die Fülle seines Umfangs hervorhob.

Ihm folgten die hagere lange Gestalt des Assessors und die zierliche seiner Braut in prosaisch bürgerlicher Tracht, aber einige Zolle hoch über den Boden gehoben, dessen aufwirbelnder Staub die eben noch stattgefundene Berührung bezeugte. Dagegen schwebten Elodie und Conrad Hand in Hand als Genien über dem Thale, in ihrer Höhe noch von vollerem Sonnenlicht umflossen. Flatternde Gewande hoben die Grazie ihrer Gestalten. Ihre Züge waren deutlich zu erkennen und verriethen des jüngeren Genius bekannte Gabe.

Die übrigen Figuren waren von der Rückseite sichtbar.

Das flüchtig, aber sehr nett gezeichnete Bild, dessen Lichter und Schatten besonders dem Zeichenstifte Ehre machten, gab gleichsam eine zu Elodiens Bild gehörende

Anekdote. Es hob die ernste Schönheit des über ihm hangenden Gemäldes hervor und erwarb sich selbst den heitersten Beifall.

Auch der Professor, der den Inhalt der Anekdote erfahren hatte, ergötzte sich an der Eigenmächtigkeit des launigen Pagen und brachte bald beiden Künstlern die Nachricht, daß er ihre Bilder einem Liebhaber für ansehnlichem Preis zugesagt habe. Dieser wollte vorläufig ungenannt bleiben und hatte Jenen gestattet, die Bilder zu copiren, ehe er sie fortnahm.

Der allgemeine Beifall der Kunstkritiker in öffentlichen Blättern trug auch dazu bei, Elodien mit einem Male mehr Aufträge zuzuführen, als sie in kurzer Frist ausführen konnte.

Sie gab jetzt ihre Lehrstunden auf und widmete sich ganz ihren Studien und Schöpfungen, durch ihre Erfolge erfreut und ermuthigt, aber nicht geblendet.

Die Gräfin Bildstein hatte die Bilder für ihren Bruder gekauft, der vor wenigen Tagen von seiner Reise zurückgekehrt war. Elodie erfuhr dies nach Kurzem durch den Professor. Sie ahnte, daß Schwarzenau seine alten Wünsche aufs Neue verfolgen werde,

fühlte aber, daß ihr Kunstwerk nicht, wie das Angelicas, gelöste Fäden wieder neu zu knüpfen vermöge.

Eines Mittags, als sie aus der Akademie heimkam, erzählte ihr Louise in einiger Aufregung, Schwarzenau habe sie besucht und sie gebeten, sein Vertrauen zu erwidern, indem sie ihm Aufschlüsse über Elodiens Gesinnung gegen ihn gebe. Bruchstücke des Gesprächs waren ungefähr folgende:

Er:

— Ich habe vergebens versucht, meine Wünsche in fernem Lande zu begraben.

Sie:

— Und warum, wenn Sie mir doch einmal Ihr Vertrauen schenken?

Er, etwas betroffen:

— Sie wissen doch, daß Elodie mich aufgegeben hat? Es fragt sich nur, mit welchem Herzen. Ich glaubte einmal an die Wärme dieses Herzens für mich; aber ich weiß nicht, ob es nur unter dem Eishauche der Grundsätze erkaltete, welchen sie Gefühl und Willen unterordnet.

Sie:

— In sogenannten Herzenssachen haben nach meiner Meinung nur die Betheiligten zu entscheiden und selbst die vertrautesten Freunde kaum ein Wörtchen mitzusprechen. Was aber Elodiens Grundsätze betrifft, die Sie mit Unrecht eisige nennen, so sind sie bis heute die alten geblieben und stehen, fürchte ich, mit alter Macht zwischen Ihnen Beiden.

Sie habe ihm erzählt, wie Elodie allmälig in den neuen Beruf übergetreten sei und, jenen Grundsätzen gemäß, den alten erst nach einem befriedigenden Abschlusse verlassen habe.

— Ich sagte ihm, schloß sie ihren Bericht, daß Du auch jetzt auf freier Höhe der Kunst Würde und Segen der Arbeit nicht geringer schätzest als zuvor und daß Du ohne Zweifel immer nur im Bunde mit Gleichgesinnten die harmonische Ruhe suchen würdest, die Dein Lebenselement sei. Er hörte mich mit gespannter Aufmerksamkeit an, dankte mir mit Wärme und ging mit nachdenklicher Miene, ohne sich weiter zu äußern. Habe ich in Deinem Sinne gehandelt?

Elodie bejahte dies mit herzlichem Danke.

Ihr Gespräch wurde durch die Gräfin Bildstein unterbrochen. Sie grüßte Louisen als alte Bekannte

mit herablassender Freundlichkeit, stellte sich aber selbst Elodien vor, „der genialen Künstlerin, die sie bereits durch ihre Werke und schon von früher her durch die Erzählungen ihres Bruders kenne". Sie bat sie, ihr noch andere Arbeiten zu zeigen und lud sie ein, in ihrem Hause eine Anzahl nicht unbedeutender Kunstwerke anzusehen.

Elodie dankte ohne Ja und Nein und öffnete ihre Mappen. Es verdroß sie, daß die Gräfin Louisens Weggang zu erwarten schien und sie zog diese deshalb sogleich in das Gespräch.

— Ich erfreute mich schon früher einmal ihres Beifalls, sagte sie zur Gräfin, als ich meiner lieben Freundin eine Robe für Sie fertigen half, die Ihnen Ihr Herr Bruder verehrte.

Die Gräfin verstand Alles, was Sie damit sagen wollte, und erwiderte verbindlich:

— Dieses Meisterwerk verdanke ich also Ihnen Beiden; es verrieth bereits die Erhebung der Fertigkeit zur Kunst.

Sie betrachtete nun die ihr vorgelegten Zeichnungen und Farbenskizzen und mischte ihrem lebhaften Lobe

auch einige kritische Bemerkungen bei, für welche ihr Elodie aufrichtigen Dank aussprach.

Diese hatte nicht versäumt, Louisen festzuhalten, indem sie sie als Zeugin und selbst als Rathgeberin bei ihren Arbeiten citirte. Die Gräfin wiederholte ihre Einladung an Elodien, welche diese mit schweigender Verbeugung beantwortete, grüßte Beide freundlich und rauschte hinaus, jede Begleitung höflich ablehnend.

Das Fortrollen ihres Wagens weckte die Freundinnen aus einigen Minuten langen stillen Nachdenkens.

— Schade, sagte Louise, daß die kunstsinnige Frau eine Gräfin ist!

— Dies würde mich nicht abhalten, entgegnete Elodie, ihren zuvorkommend angebotenen Umgang anzunehmen, wenn sie anders wirklich Werth auf den meinen legt. Ich bin dankbar für jede Anerkennung und Förderung meines Strebens. Aber ich darf ihre Gallerie nicht betreten, weil ich dort ihrem Bruder begegnen würde.

Tags darauf schrieb ihr dieser:

„Ich will weder meine Annäherung auf Umwegen fortsetzen, noch auch durch meine persönliche Erscheinung Ihrer unbefangenen und wohlüberlegten Entscheidung

Zwang anthun, so sehr es mich auch drängt, diese nicht in geschriebenen Worten, sondern in Ihren Augen zu lesen.

Ich wiederhole darum erst schriftlich die treugemeinte Bitte um Ihre Hand, die liebe Hand der Freundin, die hochgeehrte der Künstlerin, deren Streben ich mit meiner wärmsten Theilnahme begleiten und, wie ich hoffe, in neue reiche Gesichtskreise einführen würde. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn wir zusammen in Nähe und Ferne das Schönste, was Natur und Kunst dem beseelten Auge bieten, genießen könnten! Sollte nicht endlich alles Trennende zwischen uns verschwunden sein? Schreiben Sie mir zur Antwort auf diese wenigen Worte nur ein einziges, wie dieses auch lautet!"

Elodie antwortete:

„Nein! — Sie wollten ein unverhülltes Wörtchen der Entscheidung, hier ist es. Aber lassen Sie mir noch andere Worte der Entscheidung hinzusetzen, um meinem eigenen Herzen genugzuthun. Ich will ganz offen reden.

Wäre Alles verschwunden, was uns trennte, würden Sie mir dann Ihre innere Wandlung so lange

verschwiegen haben, da Sie doch gewiß keine solche in mir voraussetzten? Verkennen Sie mich nicht, rechnen Sie diese Frage nicht einer Empfindlichkeit über Ihr bisheriges Schweigen zu. Sie soll Sie nur zu dem Bewußtsein führen, daß wir Beide über einige Lebensfragen noch heute denken wie früher — warum auch rufen Sie mir wieder unser erstes Scheiden vor den bewegten Sinn?

Als ich an jenem Scheidewege die Werkstatt zur Heimath wählte, glaubte ich mehr sittliche Kraft geübt zu haben, als wenn ich unmittelbar in die Hallen der Kunst getreten wäre. Hievon aber würde mich auch kein Eigensinn abgehalten haben, wenn ich damals schon meinen Beruf zur Kunst erkannt hätte. Glauben Sie mir nach alledem, daß ich nur eine Täuschung abwehre, die uns Beiden den Reichthum des Lebens, den Sie wiederholt vor mir ausbreiten, irgend einmal verleiden würde; — dann werden Sie auch mit mir glauben und wollen, daß ich mich einst noch gemeinsam mit dem beruhigten Freunde an Vielem erfreuen werde, was wir schon jetzt gleichermaßen lieben und verehren."

Noch einmal, bevor sie den Brief absendete, ließ sie das Bild einer Zukunft vorüberschweben, die er ihr bieten konnte. Aber in alle ihre lichten Strecken fielen tiefe stehende Schatten, nicht bloße Schlagschatten wandernder Wolken. Und wenn diese alle vorbeizogen, so blieb einer: die Gewißheit, daß sie Schwarzenaus Liebe nie vergelten konnte.

Neben ihrem Schmerze, ihm ein täuschendes Glück versagen zu müssen, empfand sie keinen Schmerz der Entsagung, vielmehr ein Wohlgefühl der Freiheit, weil sie wußte, daß Schwarzenaus Zartsinn und Stolz ihm verbieten werde, je wieder ihre Ruhe zu stören.

Diese Freiheit würde sie nur aufgeben oder eher beschränken mögen, wenn ihr die Zukunft dafür die Hingebung an die Liebe und die unerzwungene Unterordnung unter den Willen eines in allen Lebensgrundgesetzen mit ihr übereinstimmenden Gatten bescheeren sollte.

Freilich war ihr diese Zukunft nur ein Traum, wie die Vergangenheit, mit welcher sich jene unwiderstehlich verknüpfte, so wenig sie auch ein Wiederfinden Meerenbergs hoffen konnte. Es bleibt bei der Ana-

tomie noch immer vorbehalten, uns den Grund zu enthüllen, warum die ersten Lichtbilder in unserem Gehirn so mächtige Umrisse und Farben behalten, daß sie durch alle später darüber gelagerten immer wieder durchschimmern.

XXII.

Louisens nahe Verheirathung veranlaßte Elodien, eine andere Wohnung zu suchen.

Da Louise ihr einträgliches Geschäft beibehielt und ein bisher vermiethetes Stockwerk ihres Hauses ihr zur Verfügung stand, so wollte sie dieses mit Willibald bewohnen.

Elodie sah jedoch ein, daß der beschränkte Raum die Zugabe des bisher von ihr bewohnten Zimmers wünschenswerth machte, so sehr ihr auch Louise dies ausreden wollte. Sie setzte den Bitten der Freundin ihr eigenes Bedürfniß einer etwas geräumigeren Wohnung entgegen und bestimmte diese, ihr nun selbst eine solche suchen zu helfen.

Sie dagegen stand Louisen thätig bei in der Einrichtung und Ausschmückung der neuen Wohnung.

Beide fanden, so gerne sie auch einander näher geblieben wären, für Elodie eine mehr im Freien liegende

Wohnung räthlich, nicht blos wegen schönerer Aussicht und gesunderer Luft, sondern auch wegen des wohlfeileren Preises vorstädtischer Wohnungen. Ihr gewohnter Fleiß und ihre raschen Fortschritte nun auch in der Oelmalerei, verschafften ihr in Verbindung mit ihrer Stiftungsrente die nöthigsten Mittel für ihren Lebensbedarf, in welchem eine geräumige Wohnung mit einer ihrem Schönheitssinn entsprechenden, die künstlerische Phantasie anregenden Umgebung und Aussicht obenan stand.

Da ihr aber Sparsamkeit zur Pflicht und zur Gewohnheit geworden war, so wußte sie der Ausführung ihrer Wünsche verständige Schranken zu setzen.

Auf ihren Entdeckungsreisen sahen die Freundinnen in einer Vorstadt ein nettes und schön gelegenes Haus, an welchem eine Tafel aushing mit der Inschrift:

„Pensionat für unbescholtene Damen, bei Frau Educationsräthin v. Dammelt“.

Sie traten ein, obwohl ihnen das Prädicat der Pensionärinnen ein wenig auffiel.

In einem eleganten Sprechzimmer empfing sie die Hausmutter, eine Frau in den besten Jahren, bei

deren Anblick Elodie ein jähes Erschrecken nicht bemeistern konnte.

Auch Jene war betroffen, faßte sich aber schnell und sagte:

— Wir sehen uns unerwartet wieder — ohne Groll von Ihrer Seite, hoffe ich sehnlich, ob sich gleich Ihre traurigsten Erinnerungen an meine Person knüpfen.

Elodie antwortete mit schweigendem Kopfneigen, dessen bejahende Bedeutung beiden Voraussetzungen gelten sollte, jedoch machte sie Miene, zu gehen.

Louise verhielt sich neutral und wartete neugierig das Weitere ab.

— Ich darf nicht wagen, fuhr Frau v. Dammelt fort, Sie für die Dauer in meinem Hause festzuhalten, so gerne ich den von meiner Dienerin angegebenen Zweck ihres Besuchs verwirklichte. Aber ich beschwöre Sie, mich eine kleine Weile ruhig anzuhören und mir die Gunst des Zufalls nicht zu entziehen. Ich hatte bald nach meiner Ankunft in dieser Stadt Ihre Anwesenheit und ehrenvolle Stellung dahier erfahren; nur die Scheu, Ihnen eine trübe Stunde zu bereiten, hielt mich bisher ab, Sie aufzusuchen.

Elodie zögerte noch, den dargebotenen Sophaplatz einzunehmen und sah Louisen fragend an.

Frau v. Dammelt sagte nun zu dieser gewendet:

— Ich errathe, daß ich in Ihnen Fräulein Fermenach sehe, die von ihrer Freundin genug über mich weiß, um einige Worte über mein bisheriges Schicksal mit anhören zu wollen. Ich hieß einst Ida van Molum, dann Frau v. Bellemontagne, bis sich mein unseliger erster Ehebund löste.

— Geschah dies wirklich? stieß Elodie heraus, setzte aber sogleich hinzu: Entschuldigen Sie diese überflüssige Frage!

— Ich verdiente sie, antwortete Ida (wie wir sie der Kürze wegen wieder nennen wollen), weil ich Ihnen einst wenigstens manches Wirkliche verbergen zu müssen glaubte und dadurch unwahr wurde. Dieses Vergehen eben wünsche ich jetzt wieder gutzumachen.

Die Freundinnen setzten sich nieder.

Ida erzählte langsam, mit kluger Auswahl der Thatsachen ihre Geschichte seit jener Entweichung, den Ursprung ihrer Verbindung mit dem Marquis nur flüchtig berührend. Sie wollte schonend über den unseligen Zweikampf hinweggehen, folgte aber Elodiens

Bitte, gerade über dieses Ereigniß mit dem, was ihm zunächst vorausging und folgte, Ausführlicheres anzugeben, soweit ihre Kenntniß davon ginge.

— Die Wirklichkeit, sagte Elodie, ist immer leichter zu ertragen, als das unbestimmte düstere Phantasiebild. Indessen kenne ich den schrecklichen Vorgang an sich durch einen Brief des Duellzeugen meines armen Bruders. Doch, bitte ich, sagen Sie Alles, was Sie sahen und vernahmen.

Wir knüpfen an das früher von uns Erzählte an, was Ida in gedrängten Umrissen mittheilte, im Ganzen der Wahrheit gemäß, wenn auch nicht ohne eine günstige Farbenmischung. Wir wollen objectiver und noch kürzer verfahren, als die Erzählerin that, jedoch nur Weniges zufügen, was sie nicht erzählte.

Leidenschaft und Leichtsinn hatten Ida und Bellemontagne verbunden.

In dem kühlen Hauche des Vollbesitzes kamen bald entfremdende Empfindungen und Thatsachen. Er sah in ihr stets die erste Ursache der That, die sein Gewissen belastete und deren mittelbare Folgen auch sein äußeres Wohlsein zerstörten. Ida hatte einst den Verwundeten treu gepflegt. Aber auch nachdem Bellemon-

tagnes Stimmung sich gemildert und die geheilte Wunde eine nur wenig entstellende Narbe zurückgelassen hatte, konnte Ida die abstoßenden Eindrücke jenes Wiedersehens und die daran gereihten Bilder nicht ganz wieder verbannen. Die späteren Nachrichten ihrer Tante über die Verödung des Bentem'schen Hauses drückten Beide nieder.

Nun wurde aber auch die Sicherheit ihres Außenlebens untergraben, und zwar durch Bellemontagnes Schuld, da Ida in der That eine ordentliche und sparsame Hausfrau war. Vergeblich suchte sie seine entgegengesetzten Eigenschaften und Gewohnheiten zu bekämpfen. Besonders der Spielteufel hatte sich seiner bemächtigt, der ihm heute die Mittel zur Verschwendung lieferte und morgen die zu den nöthigsten Bedürfnissen des Haushalts raubte. Er sank immer tiefer, griff in anvertraute Gelder und suchte sich durch zweideutige Rechnungen und Wechsel zu helfen. Die Sache vertuschte sich so weit, daß er einer Criminaluntersuchung entging, aber um den Preis einer scheinbar freiwilligen Aufgebung seiner diplomatischen Laufbahn, ohne daß er eine andere auf ebenem Wege finden konnte.

Die eheliche Eintracht war längst verschwunden, der Wunsch der Trennung in Beiden gereift. Bellemontagne war aufrichtig genug, um sich als den Schuldigen zu bekennen und Ida freizugeben.

— Meine Armseligkeit, sagte er, kettet Dich an die Noth, der ich unrettbar verfallen bin, und macht Dich in den Augen der Welt zur Mitschuldigen an meinem verzweifelten Ringen, so wenig Du es auch bist. Gieb mich und meinen Namen auf und betritt wieder Wege, auf welchem Deine Talente und Kenntnisse Dich zu einem besseren Schicksale führen werden!

Ihre Ehe trennte sich leichter und schneller, als sie einst geschlossen wurde.

Sie versprachen sich, einander zu vergessen. Ida hatte nichts wieder von Bellemontagne vernommen.

Ueber ihre Kreuzzüge nach einem neuen gelobten Lande ging sie in ihrer Erzählung flüchtig weg. Sie war wieder Gesellschafterin, Haushälterin, Lehrerin gewesen, nie ganz ohne glücklichen Erfolg, nie aber auch völliges Genügen gebend, noch empfangend. Mit einigen Ersparnissen war sie wieder nach Deutschland zurückgekehrt.

Wir dürfen vermuthen, daß ihr berechnender Verstand stets ihre Leidenschaftlichkeit überwog und zügelte und daß sie, wenn auch ohne starkes inneres Ehrgefühl und nicht allzu wählig in ihren Mitteln, doch immer die Decenz wahrte. Sie wußte zur rechten Stunde zu handeln und noch besser zu agiren.

Ihre inneren nnd äußeren Qualitäten ließen sie in den Hafen einer neuen Ehe einlaufen. Educationsrath v. Dammelt hieß der Erwählte, denn sie hatte in der That einige Auswahl. Seinen Titel und eine schöne Pension verdankte er seinen Verdiensten um einen regierenden Fürsten, dessen Miterzieher er gewesen war. Daß er aber einen bloßen Ehrentitel trug, ohne ein demselben entsprechendes Amt zu verwalten, war das Verdienst seines Zöglings, der als Mann einsah, daß der Erzieher des Jünglings vielmehr sein Verzieher gewesen und nur eines Titels, nicht eines Amtes werth war, am wenigsten eines Lehramts. Eine Rente neben dem Titel schuldete er nicht der Großmuth des Regenten, sondern der Pastoralklugheit desselben; die Völkerhirten bedürfen dieser Tugend nicht weniger als die Seelenhirten.

Der Regent hatte ihm das bedingte Pensionsdecret persönlich mit den Worten überreicht:

— Die Auszahlung wird pünktlich erfolgen, so Sie gewisse Dinge verschweigen, zu welchen Sie meine Jugend verführt haben und die nur Ihnen und mir bekannt sind. Im Uebrigen gehen Sie zum Teufel und verzehren Sie dieses Sündengeld bei ihm oder wo Sie sonst wollen, nur nicht in meinem Lande.

Herr v. Dammelt verschwieg diese Vorgänge aller Welt, also auch Ida, die indessen mit nicht sehr gläubiger Miene seine Erzählung anhörte, nach welcher er durch übel angebrachten Freimuth die Gunst seines hohen Zöglings verloren hatte. Beide merkten, daß sie einander Mancherlei zu verschweigen hatten und beschränkten ihr wechselseitiges Vertrauen auf die ihnen gemeinsamen Interessen der laufenden Gegenwart.

Da Beide im Erziehungsfache bewandert waren, lag die Errichtung eines Instituts ihren Plänen nahe.

Dammelt war geneigt, die zunächst seiner Gattin von einem kirchlich-socialen Vereine angetragene Oberleitung eines sogenannten Magdalenenstiftes mit ihr zu übernehmen. Ida aber bezweifelte seine Befähigung,

zur Besserung verirrter Mädchen mitzuwirken und fand für sich kein Behagen an einem Berufe, bei welchem sie zwar ihre Erfahrungen verwerthen konnte, aber unter dem beständigen Zwange, ihr glattes Gesicht in fromme Falten zu legen und Bibelsprüche im Munde zu führen, die sie erst noch hätte auswendig lernen müssen.

Ihr Mann stimmte nun gerne dem Versuche bei, eine vielleicht einträglichere und jedenfalls bequemere Pension unter der oben genannten Firma zu errichten, bei welcher sie für die erforderliche „Unbescholtenheit" der aufzunehmenden Frauen und Jungfrauen nur ihrer eigenen Gewissenhaftigkeit und Lebensweisheit verantwortlich waren.

Sie haben mit der Zeit eine solche Zahl von Pensionärinnen gefunden, daß sie das erst nur gemiethete Haus ankaufen und durch einen Nebenbau erweitern konnten, dessen Bewohnerinnen unter gesondeter Nebenleitung standen und in keine Berührung mit denen des Vorderhauses kamen.

Vollkommene Decenz aber herrschte in der engeren Clausur wie in der Freiheit der Hauptinsassen, so daß

die meisten der Letzteren keinen Grund fanden, ihre umsichtigen und sorgsamen Hauswirthe zu verlassen.

Die Freundinnen hatten Idas Erzählung ohne Unterbrechung angehört, dankten ihr und gingen, erst draußen wieder frei aufathmend und den Staub von ihren Füßen schüttelnd.

XXIII.

Sie setzten ihre Streiferei fort, waren aber in Gespräch über Elodiens Vergangenheit gerathen und achteten wenig mehr auf Wohnungen.

Unbemerkt war der Abend herangekommen, während sie eine um die Stadt führende Promenade betreten hatten. In einiger Entfernung vor ihnen sahen sie eine Frau gehen, die einen großen Bündel trug und öfter nach ihnen umblickte, aber immer rascher zuschritt. Erst in der Nähe eines Stadtthores blieb sie stehen, bückte sich längere Zeit nieder und trat dann nicht in das Thor ein, sondern in ein zur Promenade gehöriges Gebüsch, nachdem sie sich nochmals nach allen Seiten umgesehen hatte.

Die Dämmerung und die zufällige Einsamkeit des Weges ließen der Besorgniß Raum, daß in dem Gebüsche Bettler oder schlimmere Gesellen sich aufhalten könnten, zu welchen die Frau gehören mochte.

Die Freundinnen eilten deshalb dem Thore zu, blieben aber überrascht stehen, da sie dicht am Wege, wo die Frau ihnen aus den Augen gekommen war, das ohne Zweifel von ihr zurückgelassene Gepäck nicht etwa daliegen sondern dasitzen sahen.

Der arme Bündel sprach sogar mit vernehmlicher Stimme:

— Helft mir!

— Ein ausgesetztes Kind! riefen sie aus Einem Munde.

— Welche Begegnungen wird uns der heutige Tag noch bringen! sagte Elodie. Aber wir dürfen nicht zögern, zu helfen.

Dieses Schlußwort mochte das kleine Wesen an seinen offenbar eingelernten und in seinem ruhigen Tone fast komisch lautenden Spruch erinnern, denn es wiederholte:

— Helft mir!

Es war ein etwa dreijähriges Mädchen, das in seiner dichten Umhüllung immer noch einem Packete glich, nur daß ein hübsches helles Gesichtchen daraus hervorblickte.

Louise antwortete seiner Bitte kosend:

— Gewiß wollen wir Dir helfen! und wollte es auf den Arm nehmen.

Es sagte aber stolz:

— Ich kann gehen!

Das Mädchen reichte ihr sein Händchen, um sich führen zu lassen.

— Ich möchte wissen, sagte Louise, ob die Frau das Kind gestohlen hatte und ertappt zu werden fürchtete, oder ob sie seine Mutter ist.

Das Kind sagte wie zur Antwort:

— Die liebe Mama wird bald wiederkommen, ich soll nur die Nacht bei fremden Leuten schlafen und recht geschickt sein.

Elodie sagte zu Louisen:

— Ich glaube, daß seine Mutter in der Nähe lauscht. Ohne Grund hat sie aber gewiß das arme Geschöpf nicht verlassen und wir müssen für dasselbe sorgen. Hast Du Hunger, mein Kind? fragte sie dieses.

— Nein! antwortete es mit Bestimmtheit und holte aus einer Tasche ein großes Stück Brod und einen Apfel zum Beweise seines Reichthums hervor.

Auf die Frage, wie es heiße, antwortete es:

— Louischen.

Die große Louise sagte darauf:

— Also mein Pathchen! Nun muß ich Dich schon in mein Haus mitnehmen.

Was sie im Fortgehen noch von dem Kinde in Bruchstücken herausbrachten, war Folgendes: .

Seine Mutter hatte ihm anbefohlen, wenn sie fortgegangen sei, zu jedem Vorübergehenden zu sagen: „Helft mir!“ In der Stadt hatten sie an „dem großen Hause“ geschellt und hineingehen wollen.

Das Kind erzählte weiter:

— Aber das Haus hat seine Thür wieder zugemacht und Mama hat geweint und ich auch. Aber Niemand hat uns gehört und wir sind fortgegangen, bis ich müde war, und da hat mich Mama getragen; jetzt aber bin ich nicht mehr müde.

— Die Armen! sagte Elodie.

— Ja, Armenhaus! wiederholte das auf Alles aufmerksame Kind. Das war das große Haus.

Ein Fiaker kam den Wanderern sehr gelegen.

Sie wollten das Kind zuerst hineinheben, doch es protestirte wieder und wollte auf eigenen Füßen rasch einsteigen, verwickelte sich aber in einem um es geschlungenen Shawl und fiel vom Tritte herab, ehe ihm

beigesprungen werden konnte. Als die Frauen es erschrocken aufhoben, klagte es mit unterdrücktem Weinen, daß es sich an einem Füßchen wehgethan habe und konnte nicht stehen. Seine Beschützerinnen fragten sich verlegen, ob sie sich erst nach ihrer Wohnung wenden oder geradewegs nach ärztlichem Beistande suchen sollten. Den Ausschlag gab des mitleidigen Kutschers Meinung:

— Wir sind ganz nahe am Fremdenspital; der neue Director soll ein sehr guter Mann sein und er wird gewiß helfen.

Sie fuhren vor und wurden sogleich an den Director gewiesen.

Louise trug das Kind; sie und Elodie hatten ihre Halbschleier heruntergelassen.

Der Director, ein stattlicher, ernster Mann, der durch seine Brille forschende Blicke auf die Eintretenden richtete, empfing sie höflich, aber zurückhaltend. Er schien die feine Kleidung der Frauen mit der wunderlichen Ausstaffirung des Kindes zu vergleichen. Aber ein weiches Lächeln spielte um seine Lippen, als das Kind mechanisch zu ihm sagte:

— Helft mir!

— Also Du bist das Kranke? sagte er. Und wer sind Sie, meine Damen? Wem gehört das Kind? Warum bringen Sie es in das Fremdenhospital? Mein Amt verpflichtet mich zu diesen Fragen; die erste brauchen Sie jedoch nicht zu beantworten, wenn Sie nicht wollen.

— Wir wollen alle Fragen gerne beantworten, soweit unser Wissen geht, erwiderte Louise; vor Allem aber wollen Sie nach dem verletzten Fuße dieser kleinen Hauptperson sehen.

Er warf der kategorischen Sprecherin einen überraschten Blick zu, antwortete aber freundlich:

— Sie mahnen mich mit Recht an meine nächste Pflicht.

Indem er nun das Kind, das nur geringe Schmerzen litt, aus seinen Hüllen herauswickelte, um den Fuß zu untersuchen, fiel die große Tasche mit dem Mundvorrathe zur Erde. Dieser kam nebst einem zusammengefalteten Papiere zum Vorschein.

— Ach, mein Brief! rief das Kind. Leset ihn, Mama hat es gesagt.

— Erfüllen Sie nun diese Pflicht, sagte der Director lächelnd zu den Frauen, während ich die meine thue.

Sie unterließen dies aber und sahen theilnehmend zu, wie er das reinlich gehaltene Füßchen untersuchte, das Kind geschickt und liebevoll beschwichtigend.

Er erklärte alsbald:

— Der Fuß ist nur leicht verletzt und ein wenig aus den Fugen, bedarf aber schleuniger Behandlung. Ohne Frage bleibt deshalb das Kind hier. Ich lege sogleich einen Verband an; mögen Sie einige Minuten hier auf mich warten?

Sie bejahten es.

Das Kind hatte sich schnell zu dem neuen freundlichen Helfer gefunden und warf ihnen Kußhändchen zu, indem er es forttrug. Nach Kurzem kam er zurück ohne das Kind, das er einer Wärterin übergeben hatte.

Elodie reichte ihm den Brief und sagte:

— Ehe Sie ihn lesen, wollen wir Ihnen sagen, wer wir sind und wie wir zu dem kleinen Abenteuer kamen, damit Sie uns nicht für Abenteuerinnen halten.

Sie schlug den Halbschleier zurück und Louise that dasselbe.

Er erwiderte:

— Und damit Sie mich nicht für einen Großinquisitor halten, bitte ich Sie, den Brief vorzulesen,

auf die Gefahr hin, daß Sie mir Wahrheit und Dichtung vortragen.

Elodie las mit bewegter Stimme das Folgende:

„Für alle Fälle gebe ich meinem geliebten Kinde diese Zeilen mit. Es sucht das Erbarmen fremder Menschen, weil die Seinen es verlassen mußten — ein Kind des Unglücks, aber nicht der Sünde. Ich will und muß es einst wieder aufsuchen, und wenn ich an jedem Hause dieser Stadt anklopfen sollte; nur kann ich keine Zeit bestimmen. Wer es aufnimmt, sei flehentlich ersucht, seinen Aufenthalt unter seinem Namen Louise Freidmann bei einer der öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten der Stadt anzugeben; bei diesen werde ich Umfrage halten, oder wer statt meiner kommt. Es ist ein wackeres Kind, das seinen Pflegern einen Theil der Freude bringen wird, die seine unglückliche Mutter mit ihm verliert."

Elodie wollte nun den versprochenen Bericht beginnen, doch der Director ergriff das Wort:

— Gestatten Sie mir vorerst eine Frage. Das erst vor wenigen Tagen angetretene Amt fesselt mich so, daß ich noch keinen Schritt thun konnte, um den übrigen werthvollsten Inhalt dieser Stadt kennen zu

lernen. Und doch hoffe ich, hier bedeutende Dinge und Menschen zu entdecken, zum Beispiel und vor Allen ein Fräulein Elodie v. Bentem. Kennen Sie sie vielleicht?

Elodie antwortete erstaunt, aber rasch und heiter:

— So gut wie mich selbst, das heißt, so weit die Selbsterkenntniß reicht. Woher aber kennen Sie sie?

— Ich erkannte sie, antwortete er betonend, an den Zügen und an der Stimme. Beide haben sich nur wenig geändert, seitdem — doch, wie froh wäre ich, wenn Sie auch mich wieder erkennten, ehe ich mich Ihnen nenne!

Er nahm die Brille ab und sah sie mit leuchtenden Augen an, die keiner Brille zu bedürfen schienen.

— Meerenberg! rief Elodie aus und Glück und Leid aus ihren ersten Jugendtagen zogen durch ihr Gemüth.

Sie reichten sich die Hände.

Elodie stellte ihn sogleich Louisen als ihrer Hausgenossin und „einzigen Freundin" vor, und zwar als einen ihr schon nicht ganz Fremden, was er zu seiner Freude bemerkte. Beide gewährten gern seine Bitte, noch kurze Zeit bei ihm zu verweilen — „in dem

Amtslocale, nicht in der Privatwohnung des Junggesellen", sagte er, „weil ich zu ungeduldig auf den Austausch unserer Erlebnisse bin, um nicht heute schon damit zu beginnen, in der Hoffnung, ihn bald fortsetzen zu dürfen.

XXIV.

Vorhin, fuhr er fort, zu Clodien gewendet, war es mir, als hätte ich lang und tief geträumt und hielte noch immer diese liebe Hand in der meinen zum Abschiede für immer, wie ich in einem unvergeßlichen Augenblicke gemeint hatte. Aber jetzt war es zum freudigen Willkommen! Damals trieben mich Wille und Schicksal in die Ferne, bis über unseren Welttheil hinaus. Um einen neuen Leitstern zu gewinnen und mich ungetheilt meinem Berufe hinzugeben, beschloß ich Vergessenheit aller alten Wünsche. Wie weit sie mir gelang, was ich that und erfuhr, sollen Sie in einer anderen ruhigeren Stunde erfahren, wenn Sie mich anhören mögen. Für heute nur Einiges.

Als ich nach Europa zurückkam, erfuhr ich nach mehreren unbeantworteten schriftlichen Anfragen bei Solchen, die sich einst unsere Freunde genannt hatten,

von einem Ihnen nicht näher Bekannten, daß Ihr Haus verlassen, Sie hieher gegangen seien zu einer Verwandten, Frau Majorin v. Bentem. Ich fragte nun bei dieser unmittelbar nach Ihnen als Ihr alter Hausfreund und erhielt auch eine schnelle kurze Antwort. Erfuhren Sie diesen Briefwechsel?

— Jetzt zum erstenmale. Was antwortete die Majorin?

— Sie seien die glückliche Braut eines reichen und vornehmen Cavaliers, den sie nicht nannte — die Thatsache konnte mir genügen. Sie setzte nur noch hinzu, daß Sie längst allen früheren Umgang und Verkehr abgebrochen hätten.

— Das Erste war unwahr, eigentlich eine Weissagung aus Scheingründen; das Zweite sofern richtig, als ich keine Vertrauten daheim zurückgelassen hatte und Niemanden an bloße Bekanntschaft erinnern mochte. Ich hatte nur noch wenigen Briefwechsel mit einem zuverlässigen Rathgeber in meinen äußeren Angelegenheiten.

— Welche Gründe auch Frau v. Bentem für ihr Vorgeben haben mochte, Inhalt und Form ihres Briefes verbot mir weitere Annäherungen.

— Ihre damaligen Gründe wie ihr Verschweigen dieses kurzen Briefwechsels gegen mich begreife ich. Meine Beziehungen zu ihr haben aufgehört, seitdem ich ihr Haus verließ, um in der Arbeit der Hände und des Geistes einen selbstständigen Beruf zu finden.

— Dies erfuhr ich, als ich bei meiner Ankunft dahier nach Ihnen forschte — anfangs noch zweifelnd, ob ich mich Ihnen nähern dürfte, auch wenn Sie noch hier verweilten. Jedoch gaben mir die Befragten, die Sie nicht persönlich kennen, nur die äußerlichen Umrisse Ihres Lebenslaufes. Aber ich darf meinem Verlangen nicht Raum geben, auch in Ihr inneres Leben zu blicken, bevor ich weiß, ob mir Ihr Urtheil über mein eigenes Thun und Lassen hinreichenden Anspruch auf Ihr Vertrauen geben wird.

Für jetzt erfuhr er noch einiges Nähere über den Freundschaftsbund beider Frauen und die ihnen bevorstehenden neuen Lebensphasen.

Er erbat und erhielt die Erlaubniß, sie zu besuchen und eine Karte Louisens für einen Besuch bei ihrem Verlobten. Weitere Bestimmungen über die kleine Vermittlerin des heutigen Wiedersehens wurden noch aufgeschoben.

Meerenberg schaffte sich bereits zwei Tage nachher Zeit, Willibald zu besuchen und ihn um seine Begleitung in das Haus seiner Braut zu bitten. Jener empfing ihn als bereits ihm halb Bekannten und kam ihm — als dem älteren und in seinem Fache bewährten Manne — mit Bescheidenheit und Zutrauen entgegen, so daß sofort eine ungezwungene Offenheit ihr Gespräch belebte.

Willibald erzählte aus seinen Lehr- und Wanderjahren und von seiner allmäligen Erhebung von mehr nur mechanischer Handarbeit zu Studium und Praxis der Kunst.

— Ich hob mich, sagte er, mit dem ganzen Boden, auf welchem ich stand, wie so viele andere Bauhandwerker. Und diese allgemeine Hebung der Baugewerke, die im Alterthum sowie im christlichen Mittelalter am meisten durch die Verehrung der himmlischen wie der irdischen Götter hervorgerufen wurde und sich durch Tempel und Paläste beurkundete, gestaltet sich in unserem Zeitalter vorzüglich im Dienste des rein menschlichen Lebens, des bürgerlichen Wohlseins und Behagens, in dessen Prosa denn auch die schöpferische Poesie des Schönheitssinnes eindringt, so viel auch noch für die

Vereinigung der Zweckmäßigkeit mit der Schönheit der Formen und der Farben zu thun übrig bleibt. Eine lange Reihe von Gewerken, die an Häusern, Gehöften, Gärten arbeiten, bilden eine gemeinsame Bauhütte, eine offene Loge der modernen Freimaurerei, die in Antike und Gothik ihre Vorbilder sammelt, aber auf kein Dogma mehr schwört.

Meerenberg sprach sich über die Kämpfe eines neuen Zeitalters mit den Traditionen der alten Schule auch in seinem Berufe aus, und namentlich über den mächtigen Einfluß der Naturwissenschaften auf denselben.

— Abgesehen, sagte er unter Anderem, von dem Zuwachse der Arzneimittellehre und der Diätetik von außen her, durch die Entdeckung vieler neuer Stoffe und durch die chemische Zerlegung auch der altbekannten, haben wir Aerzte vom Wundarzte und Compagnie, nämlich Schröpfern, Badern und Figaros niederen Grades, bis zum Arzte gesunder und kranker Seelen hinauf eine neue Anschauung über den gesammten Organismus des Menschen zu verarbeiten. Selbst der Thierarzt kann sich dieser Reform nicht entziehen und hat nicht mehr Sachen, sondern Wesen zu curiren. Andererseits muß der sonst auf die Zweihänder be-

schränkte Psychologe auch die Thierseele kennen lernen, um aus ihr erst die naturwüchsige Seele des Menschen in seiner paradiesischen Aera zu errathen. Der übelbeleumdete Materialismus hat die dogmatische Trennungsschranke des Instincts aufgehoben, die bedingte Freiheit des Willens als Gemeingut aller Wesen decretirt und dafür die Würde des höchsten Geisteslebens als der Krone des großen Lebensbaumes und als freier Errungenschaft der aus niederem Grunde entsprossenen Menschennatur erst recht zu Ehren gebracht.

Sie kamen auch auf die nothwendige Sicherung des Berufsfleißes durch materiellen Wohlstand und Erwerb zu sprechen, und auf das Recht jedes Arbeiters, seinen irdischen Lohn zu fordern, den „Segen des Bergbaues", der von unten kommt für alle Gesellen des großen Erdbaues.

— Ich war, erzählte dabei Meerenberg, häufiger der Armen als der Reichen Arzt. Gegen Jene war ich nicht allzu großmüthig, indem ich nur ihre Krankheiten gratis curirte, selten aber ihren Hunger; zudem ließ ich mir meine Spesen für sie von den Reichen bezahlen, ohne jedoch Sanct Crispinus nachzuahmen. Ach, der Arzt sollte schon im Anfange seiner Laufbahn zuerst

an seinem eigenen Herzen eine Cur versuchen, um es hart zu machen, denn wohin ihn auch die Pflicht ruft, er findet nur Leiden, und oft unheilbare! Und wenn er mitleidet, so fordert man noch den Trost von ihm, dessen er selbst bedarf. Kann er ein entweichendes Leben nicht zurückhalten, so wird er in den meisten Fällen am besten thun, dem Undanke für seine Bemühungen und Nachtwachen schnell aus dem Wege zu gehen und dem ihm folgenden Pfarrer dankbarere Kunden zu hinterlassen.

Von jetzt genoß Meerenberg manchen schönen Abend mit den neugewonnenen Freunden.

Er theilte mit ihnen die Sorge für den Findling, den er im Hospital behielt; aber auch ohne diese Vermittlung fand er sich bald im Fermenach'schen Hause heimisch.

Zwischen ihm und Elodien, die eine Wohnung gefunden hatte, aber erst kurz vor Louisens Hochzeit beziehen sollte, herrschte ein zarter und warmer Ton, in welchem die Harmonien ihres ersten Zusammenlebens nachklangen.

Zu näherem Aussprechen mancher Mittheilungen, die sich Beide zu machen sehnten und doch vielleicht

scheuten, kam es noch nicht. Jedoch verbarg Elodie keineswegs vor ihm, daß jener von der Majorin vorgegebenen Brautschaft außer den Wünschen derselben auch noch Dinge zu Grunde lagen, denen ihr eigenes Gemüth nicht ganz fremd geblieben war.

Er lud die Freunde nun auch zu sich ein, um sie in einem Laubensälchen des ihm reservirten Theiles des großen Hospitalgartens zu bewirthen.

Sein weiblicher Beistand dabei war die sogenannte Hausmutter, die Frau eines im Hospitale wohnenden Chirurgen und Oberaufsehers, welche auch den täglichen Haushalt Meerenbergs verwaltete und Louischen Freidmann ganz in Pflege genommen hatte. Von den Kosten für Letztere trug Meerenberg den erbetenen dritten Theil als Elodiens und Louisens Compagnon.

Das heitere Gespräch unterbrach die hastige Meldung des Chirurgen, daß „eine vornehme Dame" Meerenberg im Sprechzimmer erwarte.

Er gab diesem die Karte.

Meerenberg las sie, sichtbar erbleichend.

— Ich werde sogleich kommen, beschied er den Zurückeilenden.

„Die Unglückliche!“ sagte er halblaut zu sich selbst und bat die Anwesenden seine Rückkehr oder doch eine Nachricht von ihm abzuwarten.

Sie versprachen es mit schweigender Spannung auf nähere Kunde über diesen Besuch.

Nach Meerenbergs Abgange rühmte die Hausmutter seine Güte und Geduld.

— Er ist immer zu Rath und That bereit, sagte sie, und ich war oft Zeuge, daß seine Freundlichkeit noch mehr half als seine Arzneien. Denn in ein Fremdenspital kommen gar allerlei unglückliche und bekümmerte Menschen, aber auch Zudringliche und Narren, die eher ins Arbeitshaus oder ins Irrenhaus gehören als in ein Krankenhaus. Gegen solche Belästigungen kann der Herr Director aber auch ernst und strenge sein.

Nach einer Weile kam dieser mit ruhiger, aber sehr ernster Miene.

— Ich bin Ihnen Aufklärung über diese Unterbrechung schuldig, sagte er zu Jenen, und bin Ihnen verbunden, wenn Sie noch Zeit für mich haben, ob ich Ihnen gleich für heute keine heitere Unterhaltung mehr versprechen kann. Die angekommene Kranke bedarf vor

Allem der Ruhe und weiblicher Pflege; sie erwartet meine weiteren Anordnungen erst später.

Er sendete nun die Hausmutter zu ihr mit dem Auftrage, ihr zwei Zimmer in dem sogenannten Pensionshause — einem gesonderten, für wohlhabende Kranke und Pensionäre bestimmten Gebäude — anzuweisen und ihr eine namhafte Wärterin beizugeben; außer dieser werde ihre mitgebrachte Kammerzofe die Pflege besorgen. Sobald es die Dame wünsche, solle er gerufen werden.

Er begann, unwillkürlich seine Rede meist an Elodien richtend:

— Sie haben wohl bemerkt, daß mich dieser Besuch nicht blos überraschte, sondern auch erschütterte. In der That bedarf ich der einzigen Freunde, die ich bis jetzt hier gefunden habe, zu geistigem Beirathe und Beistande für die Lösung einer schweren und traurigen Aufgabe. Der Gegenstand dieser Aufgabe ist eine Unglückliche, die ihre letzte Zuflucht zu mir genommen hat und wahrscheinlich bald durch den Tod von einem unheilbaren Leiden erlöst werden wird. Es hat sich eigen gefügt, daß ich jetzt in einer heiter begonnenen Stunde Mittheilungen mache, die ich Ihnen schon lange

aufgespart hatte, ohne noch den rechten Moment dafür zu finden. Wem ich hiemit einen tieferen Blick in mein eigenes Leben eröffne, dem darf ich auch damit untrennbar verflochtene fremde Geheimnisse anvertrauen.

Unsere Erzählung nimmt hier wieder ein altes Recht in Anspruch, indem sie die heutigen und die später vervollständigten Mittheilungen Meerenbergs zusammenfügt, nach Umständen ergänzend, was er aussprach, und den Erzähler ablösend.

XXV.

Die Gräfin Clara Skaly — so heißt unsere Kranke — ist die Tochter eines russischen Magnaten, Mladow, der auf seinem vorher einem nun nach Sibirien verbannten Polen gehörigen Gute im Königreich Polen wohnte, nahe an der posenschen Grenze. Vor ungefähr vier Jahren verweilte ich längere Zeit in seinem Hause, um die Leiden seiner Gattin wenn auch nicht zu heilen, doch zu lindern.

Meerenberg fuhr in seiner Erzählung fort:

— Er war nach Posen, wo ich seit Kurzem wohnte, aber durch einige gelungene Curen bereits bekannt geworden war, zu mir gekommen, um meinen Besuch bei der Kranken zu erbitten. Auf seinem Gute hatte er keinen Arzt in der unmittelbaren Nähe. Dazu waren die Aerzte der Gegend theils unzuverlässig, theils dem russischen Eindringling feindlich gesinnt.

Ich nahm für kurze Zeit Abschied von meinen Patienten und ging mit ihm. Dort aber hielt mich die Nothwendigkeit fest, die Mißgriffe früherer ärztlicher Behandlung wieder gut zu machen, dazu auch die Bitten der armen Frau, ihres Mannes und ihres einzigen Kindes Clara, deren schöne Augen — ich will es nicht leugnen — den Eindruck ihrer Worte verstärkten. Doch ich will mich kurz fassen.

Clara, die zum erstenmale in fortdauernden Umgang mit einem noch jugendlichen Manne kam, der noch dazu am Krankenlager ihrer Mutter ihrem Herzen näher treten mußte, verbarg mir nicht eine schnell und stark erwachsene Neigung. Meine Selbstbewachung und mein Vermeiden vertraulicher Annäherungen, die mir schon die Pflichten meines Standes verboten, verhinderten sie nicht, an eine Erwiderung ihrer Neigung zu glauben, welche sie darum umsoweniger unterdrückte. Wie weit mir die beschlossene Zurückhaltung gelang, kann ich selbst nicht beurtheilen; nur das weiß ich, daß meine wirkliche Neigung zu dem liebenswürdigen und unverdorbenen Mädchen weit ruhiger blieb als das Gefühl, das man gewöhnlich Liebe nennt.

Mladow, der im Krankenzimmer immer nur kurz verweilte, konnte unser Frag- und Antwortspiel nicht bemerken, eher aber seine Gattin. Diese jedoch mochte den ihr selbst werth gewordenen Arzt und halben Landsmann (sie war eine Deutsche aus Kurland) nicht missen, um etwa einer Möglichkeit vorzubeugen, die ihren Wünschen vielleicht gar nicht widerstrebte.

Schwieriger wurde meine Stellung, als Mladow einen Landsmann, den Grafen Skaly, einführte, der bald deutlich als Bewerber um Claras Herz und Hand auftrat. Da die Frauen eine sehr passive Haltung gegen ihn beobachteten (Frau v. Mladow sah ihn nur einmal), so ersuchte Mladow mich geradezu als Vertrauensmann derselben, ihnen den Grafen zu empfehlen. Er gab mir dabei zu verstehen, daß seine Vaterpflicht ihn umsomehr diese reichliche und ehrenhafte Versorgung seiner Tochter wünschen lasse, da dieselbe durch sein kleines und ziemlich belastetes Besitzthum nur ungenügend gesichert werde.

Ich durfte dieses Vertrauen nicht geradezu zurückweisen und versprach, alle mir bemerklichen guten Eigenschaften Skalys auch den Damen vor Augen zu rücken, die freilich keine Absichtlichkeit errathen dürften. Ich

fand nun zwar einige Lichtseiten des Bewerbers heraus, die ich ihm mit gutem Gewissen bei Clara und ihrer Mutter zugestand. Aber meine Fürsprache blieb eine kalte und sehr bedingte, schon weil mir auch die Schatten in dem Charakter des verlebten und despotisch gearteten Mannes nicht lange verborgen blieben. Zur Ueberlast verrieth mir nun auch dessen Benehmen gegen mich, daß er in mir den Vertrauten seines künftigen Schwiegervaters und seinen eigenen Adjutanten sah.

Die reine Blüthe, die mir entgegenduftete, sollte das Eigenthum eines minder Würdigen werden, und gar unter meiner Mitwirkung! Die Furcht vor dieser Verschuldung gegen sie und das Abwägen ihres Werthes gegen den des Bewerbers waren nicht geeignet, meine Neigung zu ihr zu vermindern. Dennoch rüstete ich mich auf eine neue Versuchung von ihrer Seite und hielt mir meine Verantwortlichkeit nach allen Richtungen hin vor.

Ich durfte Mladow nicht verhehlen, daß der Lebensfaden seiner Frau sich rascher abspann. Gerade dadurch aber fand er sich veranlaßt, im Bunde mit Skaly eine Entscheidung zu dessen Gunsten zu beschleunigen. Kam ihnen der Tod der Kranken zuvor, so stellte die Trauer-

zeit das ganze Gelingen ihres Vorhabens in Zweifel. Aber auch Clara wußte, wie es mit ihrer Mutter stand, und mit dem Schmerze über diesen sicher bevorstehenden Verlust steigerte sich ihr banges Verlangen, durch mich vor dem verhaßten Ehebunde geschützt zu werden, in mir ihren Retter und mehr als dies zu finden.

Es würde Ihrem wie meinem Gefühle widerstreben, wenn ich die Einzelheiten eines Kampfes schilderte, in welchem ich alle meine Selbstüberwindung und zugleich alles Zartgefühl aufwenden mußte, um mich eben so wenig durch die Hilflosigkeit wie durch die Leidenschaft des armen Kindes für mich zu Uebereilungen hinreißen zu lassen.

Genug, Clara fand eine Stunde, in welcher sie mir alle Angst und Gluth ihres Herzens rückhaltlos kundthat. „Antworten Sie mir nicht," rief sie aus, „ob Sie meine Liebe erwidern, sondern nur, ob Sie mich retten wollen, wenn meine Mutter mich verlassen hat!" Ich versprach ihr aus warmem Herzen, auf Wege zu ihrer Hilfe zu sinnen und sie darauf zu geleiten, so weit ich es vermöge. Vor Allem wollte ich ihrem Vater vorstellen, daß ihre Pflichten gegen ihre Mutter,

besonders die Sorge für die Seelenruhe derselben, ihre ungetheilte Hingebung forderten, so lange die Mutter lebe, und daß darum auch Skaly seine Hoffnungen und Bewerbungen vertagen müsse. Was aber danach? Diese Frage stellten wir uns Beide, wenn auch noch nicht in Worten.

Jener Aufschub wurde ohne Mühe gewonnen. Wladow hatte seiner Gattin den Wunsch ausgesprochen, daß sie Skalys Antrag persönlich annehmen und bei Clara befürworten möge, worauf die Verlobung in ihrer Gegenwart stattfinden solle. Sie aber hatte geantwortet, sie kenne Skaly nicht hinreichend, um die Verantwortung für jenes Zurathen, also für ihres Kindes ungewisse Zukunft mit ins Grab zu nehmen. Wladow mochte sie nicht quälen und bestimmte Skaly, seinen Antrag — dessen Annahme durch Clara er vorbereiten werde — erst nach dem voraussichtlich nahen Tode seiner Gattin zu stellen. Dieser reiste nun ab, bei seinem Abschiede von Clara ihr seine Wiederkehr und ihren Zweck in feiner Weise und mit gewählten Worten andeutend.

Claras Mutter starb, verhältnißmäßig schmerzlos. Meine Kunst erleichterte ihre letzten Körperleiden, meine

Gegenwart an sich schon ihre Sorge um ihre Tochter, da sie in mir wenigstens einen zuverlässigen Freund derselben sah. In der That aber war ich fast rathlos. Clara hatte mir gesagt, daß sie keinen Zwang dulden, sondern eher fliehen werde und dann auf meinen Schutz rechne.

Ich würde mich nicht bedacht haben, sie zu entführen, wenn ich in einer vereinten Zukunft Heil für uns Beide gesehen hätte.

Wenn ich meine damalige Neigung zu ihr auch Liebe nennen wollte, so war sie doch von Anfang an mehr nur Gegenliebe gewesen, und Anteros ist nie so stark wie Eros.

Ich mußte mir ferner bei genauer Prüfung sagen, daß wir der Dauer nach, so prosaisch dies auch lauten mag, nicht zusammenpaßten.

Weder stimmte ihre Leidenschaftlichkeit zu der ruhigen Willensklarheit, die ich mir zum Ziele gesteckt habe, noch auch konnte ich erwarten, daß ihre sociale Gewöhnung nnd Verwöhnung sich in die Schranken meines Lebensgebietes fügen werde, und um so weniger, weil ihr Kraft und Uebung der Selbstüberwindung fehlte.

Und doch, wie schwer wurde es mir, ihrer Liebe und ihrem hingebenden Vertrauen auf meinen Rath und Willen zu widerstehen!

Sie warf mir Lieblosigkeit und Unbarmherzigkeit vor, da ich sie auf ihre eigene Kraft zum Widerstande verwies, wenn ich gegangen sein würde, und im nächsten Augenblicke bat sie mich mit Thränen um Verzeihung.

Ihre Stimmung blieb nachgerade ihrem Vater nicht verborgen und führte ihn auf die Spur der Ursachen. Als ich ihm sagte, daß ich sogleich nach dem Leichenbegängnisse abreisen werde, schien ihm ein Stein vom Herzen zu fallen. Er bedauerte, mit dem verbindlichsten Danke für meine Aufopferung, daß er mich so lange meinem eigentlichen Berufskreise entzogen habe und drängte mir ein Honorar auf, daß ich nicht zurückweisen durfte, aber als Claras Eigenthum mir irgend einmal zu verwenden gelobte. Er bewies mir indessen sein Vertrauen, vielleicht als stärkere Bürgschaft für mein Verhalten, noch dadurch, daß er in diesen letzten Tagen meine Begegnungen mit seiner Tochter in keiner Weise überwachte oder störte.

Ich selbst aber suchte diese zu beschränken. Bei

unserem letzten Zusammensein unter vier Augen sagte ich zu der fast Verzweifelnden, ihrer Anrede vorbeugend:

„Es muß geschieden sein! Fassen Sie Ihre ganze Kraft zusammen, wenn die entscheidende Wahl Ihnen bevorsteht, leider eine Wahl zwischen zweien Uebeln! Lassen Sie sich nicht überreden, sondern überzeugen Sie sich! Sollte man Sie mit äußerem Zwange bedrohen, so rufen Sie mich; ich werde kommen und für Ihr Wohl einstehen, sei es auch mit meinem Leben!"

Die Arme! Ich konnte ihr nicht sagen: mit meiner Liebe! Sie stand noch einige Augenblicke schweigend vor dem Schweigenden, vielleicht noch auf dies wärmere Wort harrend, auf einen lichteren Blick in die Zukunft. Ich widerstand der Beredtsamkeit ihres Blickes und ihrer frauenhaften Zurückhaltung schwerer, als früher ihren leidenschaftlichen Bekenntnissen und Wünschen. Wir schieden mit schweren Herzen, mit der Zusicherung ewiger Freundschaft und offenen Vertrauens, das nie getäuscht werden würde. Verabredet wurde nur, daß sie mir jeden Wechsel ihres Schicksals mittheilen und daß ich im schlimmsten Falle eine Zuflucht für sie bereit halten wolle.

Ich ging nach Posen zurück. Bald darauf sendete ich einen Brief an Mladow, in welchen ich einige offene Zeilen an Clara eingelegt hatte, Beiden meinen Wiedereintritt in die alte Thätigkeit meldend und Mittheilungen über ihr Wohl und Wehe im Allgemeinen erbittend.

Er antwortete mir mit sehr freundlichen Worten, daß er mit dem Gedanken umgehe, sein Gut zu verkaufen uud aus dem für ihn so unwirthlichen Lande in seine russische Heimath zurückzukehren. Von Skaly und von Claras Zukunft kein Wort.

Diese hatte auf das letzte Blatt geschrieben:

„Auch von mir noch innigen Dank für Alles, was Sie für meine arme Mutter gethan haben, und für Ihre Nachsicht gegen meine Schwächen! Was weiter aus uns wird, werden wir Ihnen melden, Vater oder ich. Alles Glück für Ihre Zukunft!“

Da ich nach einem Vierteljahre keine weitere Nachricht erhalten hatte, schrieb ich wieder an Beide, erhielt aber den Brief zurück mit der Bemerkung der Postbehörde: „Nicht mehr hier, Adresse unbekannt.“

Ich wendete mich nun an Mladows früheren Gutsverwalter, der mir darauf antwortete: Mladow habe

das Gut, dessen Verwalter er geblieben sei, an einen namhaften deutschen Industriellen verkauft und sei mit seiner Tochter weggezogen, wohin wisse weder er, noch der jetzige Besitzer. Mladow habe, wie es scheine, jede Verbindung mit seinen bisherigen Umgebungen auflösen wollen.

Nach ungefähr einem Jahre, während dessen ich noch einige vergebliche Versuche zur Auffindung der Verschollenen gemacht hatte, erhielt ich eine von männlicher Hand an mich adressirte lithographische Karte Skalys und seiner Gemahlin, geb. v. Mladow, mit dem Poststempel Moskau.

Seitdem erfuhr ich nichts Weiteres, bis Clara selbst heute vor mich trat. Sie hat die Zuflucht gefunden, die ich ihr versprochen hatte.

Was ich Ihnen weiter über ihr Schicksal mittheilen darf, nachdem sie selbst ihre vorhin mir gegebenen Umrisse vervollständigt haben wird, sollen Sie bald erfahren. Sie werden ihr Ihre Theilnahme und mir die Unterstützung in meiner traurigen Aufgabe nicht versagen!

XXVI.

Was Meerenberg aus Claras Mittheilungen weiter erfuhr und errieth, fassen wir in Folgendem zusammen:

Clara hatte das Trauerjahr benutzt, um den beharrlichen Bewerber hinzuhalten und mehrmals erfolglos an Meerenberg geschrieben. Ohne Zweifel unterschlug ihr Vater diese Briefe. Er bekannte ihr seine eigene Hilflosigkeit und seine bereits eingegangenen materiellen Verpflichtungen gegen Skaly, deren willenloses Unterpfand sie sein sollte. Nie aber berührte diese Skaly selbst. Er war vielmehr bemüht, ihr zu zeigen, wie sehr er sie liebe und wie glücklich sie ihn machen könne.

Und dies war keine Heuchelei. Er mochte noch nie gleiche Empfindungen gegen ein Weib kennen gelernt haben. Sein schonendes und doch dringendes Werben, ihr Schmerz um ein einst geträumtes Lebensglück,

Meerenbergs Unerreichbarkeit — denn sein Schweigen deutete sie richtig — ihre Verlassenheit, dies Alles wirkte zusammen, um sie zu verwirren und zu betäuben. Apathisch trat sie mit Skaly an den Traualtar.

Dieser erschöpfte seinen ganzen Fonds von Liebe und Humanität, um die Kalte, auf alles Glück Verzichtende zu erwärmen.

Da Alles umsonst war, fühlte er sich selbst unglücklich, zieh Clara des Undankes, wurde lieblos und oft hart gegen sie und zerstreute sich wieder in den wilden Genüssen, denen er vor seiner Bekanntschaft mit ihr gefröhnt hatte.

Als sein Schwiegervater ihm deshalb Vorstellungen machte und Partei für seine Tochter nahm, wurde er auch gegen diesen verbittert und warf ihm vor, daß er Jene gegen ihn aufreize. Mladow dagegen warf sich selbst vor, seiner Tochter Unglück verschuldet zu haben.

Nur mit ihr leidend, ohne ihr helfen zu können, ließ er es sich gefallen, daß Skaly ihn ganz von ihr trennte. Er blieb auf einem Gute desselben bei Moskau zurück, auf welchem sie bisher zusammen gelebt hatten, während Skaly mit seiner Gattin nach Petersburg ging.

Dort suchte er sie durch Zerstreuung zu heilen und ihr Geschmack am geselligen Leben einzuflößen. Sie aber fühlte sich jetzt erst recht in der Fremde und verschloß sich mit dem Eigensinne zugleich des verwöhnten Kindes und der unglückseligen Frau seinen Bitten, wie seinen Drohungen. Er konnte es nicht einmal zu dem Versuche bringen, ein Haus zu machen, und mied nun die eigene Wohnung, in welcher sie als einsame Gefangene zurückblieb.

Ihrer Bitte, zu ihrem alten Vater zurückkehren zu dürfen, setzte er entgegen, daß sie dadurch sich und ihn selbst nur einem mißliebigen Aufsehen und dem Spotte der Gesellschaft, die ohnehin ihre Glossen über sie mache, preisgeben würde. Er verweigerte ihr nun auch den Wunsch, allein oder in seiner Begleitung nur einen kürzeren Besuch bei ihrem Vater zu machen.

— Warum in das alte Elend zurückkehren, sagte er, an welches Du Dich dann nur festklammern würdest? Wenn Du mich zwingen willst, mich an mein Schicksal zu gewöhnen, so ertrage auch Du das Deine, das Du selbst fortwährend Dir bereitest.

So gewöhnten sich Beide, weil keines anders konnte oder wollte.

In Clara jedoch reifte allmälig der Gedanke, dieser wechselseitigen Lebensverbitterung sich durch eine Flucht zu entziehen. Wenn sie erst wieder bei ihrem Vater angelangt sein würde, dann wollte sie sich nicht wieder durch Skaly fortschleppen lassen. Sie sah zwar in kein neues Leben hinein, aber doch in ein Verträumen, vielleicht auch in das völlige Verlassen des verfehlten Daseins, das ihr keinen Reiz mehr bot.

Diesen Gedanken nährte ein körperliches Gefühl vorzeitigen Hinwelkens.

Es war ihr gelungen, eine junge Zofe durch liebevolle Behandlung und Vertrauen, auch durch Wohlthaten gegen ihre Angehörigen, ganz für sich zu gewinnen.

Diese sollte sie begleiten.

Da traf sie ein neuer Schlag: der plötzliche Tod ihres Vaters, vielleicht gar durch seine eigene Hand. Diese Möglichkeit lag wenigstens in einer übereilten Aeußerung ihres Mannes, der ihr, selbst betroffen, die Trauerkunde mittheilte. Er fand seine Reise nach dem Gute nöthig, sowohl aus geschäftlichen Gründen, wie um das Leichenbegängniß seines Schwiegervaters zu feiern, wie es die Sitte und seine Ehre forderte.

Er fühlte, daß jetzt eine Einladung zur Mitreise an sie wie Hohn klingen würde, nachdem er ihren Besuch bei dem lebenden Vater nicht zugelassen hatte. Sie würde diese Einladung auch abgewiesen haben, nicht blos aus den ihm bekannten Gründen. Doch mochte er ahnen, daß dieses Unglück ihre Kraft zu irgend einer Anstrengung aufstachelte, statt sie vollends zu beugen. Sie hatte auf jene Andeutung eines gewaltsamen Todes ihres Vaters und auf Skalys darauf ausgesprochenen Reisebeschluß geantwortet:

— Siehe zu, daß die Wunden des Todten nicht zu bluten beginnen, wenn Du an seinen Sarg trittst!

Es wurde ihm unheimlich in ihrer Nähe, nnd als er von der nicht minder unheimlichen Fahrt zurückkehrte, fand er sie nicht mehr.

Sie war mit ihrer vertrauten Dienerin verschwunden, hatte sich durch den Verkauf ihrer Schmucksachen mit Geld versehen und einen Brief an ihn zurückgelassen, in welchem die Worte standen:

„Verzeihe mir, daß ich Deine Liebe einst annahm, ohne sie erwidern zu können. Ich erlöse uns Beide, indem ich die Trennung ausführe, die Du nicht zulassen wolltest. Meine Wanderung führt mich wohl

nur noch eine Strecke weit auf der Erde, dann unter sie. Doch fürchte nicht, daß ich den Weg meines unglücklichen und schwachen Vaters betrete, der uns vollends und für immer getrennt hat. Aber forsche meinem Wege nicht weiter nach."

Dieser Wunsch wurde ihr erfüllt.

Sie kam ungehemmt und ohne längeren Aufenthalt unterwegs nach Posen, wo sie Meerenbergs Berufung in seine jetzige Stellung erfuhr und ungesäumt ihre Reise zu ihm fortsetzte.

Als er sie mit der wärmsten Theilnahme empfangen hatte, ohne erst zu fragen, warum sie komme, hatte sie zu ihm gesagt:

— Denken Sie, ich sei nur eine vorüberschwebende Geistererscheinung, die mit eigenem und fremdem Leben nichts mehr zu schaffen hat.

Auf seine Antwort: „Mit neuem Muthe kommt neues Leben!" hatte sie erwidert:

— Ich suche es nicht, nur Ausleben in einem langersehnten Asyle und in dem Glauben an die Treue der Freundschaft!

Meerenberg hatte nach dem Schlusse seiner Mit-

theilungen bei seinem nächsten Besuche zu den Freundinnen gesagt:

— Meine Aufgabe ist es jetzt, die letzten Tage der Armen mitzuleben und ihnen noch die Wärme einzuhauchen, deren sie bedarf, um in Frieden und mit versöhnenden Empfindungen von einem Leben zu scheiden, das sich ihr so feindlich gestaltet hatte.

— Kann ich Ihnen beistehen? fragte Elodie.

— Mir? Ja, gewiß! antwortete er. Aber vorläufig nicht bei ihr. Sie wird den Glauben nicht entbehren können, den Freund — doch auch nur den Freund — ungetheilt zu besitzen bis an die nahe Grenzmarke ihres Lebens.

Elodie schwieg erröthend und unterdrückte den Wunsch, Clara einmal zu sehen, wenn auch selbst ungesehen.

Claras Lebenskraft, die freilich durch die letzten Stürme und durch die rastlose Reise schon sehr geschwächt worden war, vermochte der ersehnte und erreichte Friede nicht zu erneuern.

Sie bekam einen Blutsturz, darauf befiel sie schmerzlose Schwäche.

Ihre letzten Blicke senkten sich in Meerenbergs Augen, ihre Hand erkaltete in seiner warmen.

Sie schien in heiterem Traume entschlummert zu sein, als ihr Herz aufgehört hatte zu schlagen.

Meerenberg erfüllte ihre Aufträge. An ihren Gatten sendete er nur ihren amtlich beglaubigten Todtenschein. Was sollte er ihm auch schreiben? Er gedachte zugleich an die einst von ihm erhaltene Trauungskarte. Vielleicht war sie nur wie an hundert andere Bekannte abgesendet worden, und Skaly blieb auch bei dieser späten Antwort darauf unbekannt mit Meerenbergs tieferer tragischer Beziehung zu beiden Urkunden.

XXVII.

Während dieser düsteren Tage hatte Meerenberg die Freunde nur wenig gesehen.

Das Brautpaar war zum Ehepaare geworden, ohne laute Festfreude, aber voll stilles Glückes.

Elodie war in ihre neue Wohnung eingezogen und mit deren Einrichtung beschäftigt, hielt sich auch absichtlich zurück, um Meerenbergs Hingebung an seine schmerzliche Pflicht, die sie nicht durch thätige Theilnahme erleichtern konnte, unzertheilt ihr Ziel erreichen zu lassen. Das junge Paar ging nur ab und zu, um nach der kleinen Louise zu sehen und sie bisweilen mit nach Hause zu nehmen.

Endlich hatte Meerenberg Zeit und Sammlung gefunden, um wieder einen Abend in Willibalds Wohnung zu verbringen, wo er auch Elodien fand. Claras Name wurde nur im Anfange ihres Zusammenseins genannt,

aber ihr Andenken breitete einen Trauerflor über ihre Stimmung, ob sie es gleich nicht mit Willen festhielten. Allmälig jedoch gewann die leichte Farbe der Gegenwart ihr Recht.

Aber sie sollte bald wieder verdunkelt werden.

Der Hospital-Chirurge kam mit der Nachricht, eine todtmatte Fremde sei angekommen, habe dringend nach Louise Freidmann gefragt und sei von dieser mit lautem Jubelrufe als ihre Mutter begrüßt worden. Durch die Freude mehr als durch die dargebotenen Erfrischungen habe sie sich schnell einigermaßen erholt und darauf ihr lebhaftes Verlangen bezeigt, alsbald Allen ihren Dank auszusprechen, die an der Rettung ihres Kindes Theil hatten.

Die Freunde erklärten sich sogleich bereit, Meerenberg heim zu begleiten.

Wir greifen hier vor und erzählen den Lebenslauf der Fremden, die so plötzlich wie Clara, doch nicht so unerwartet, als düstere Erscheinung in den heiteren Kreis trat.

Marianne, des Kindes Mutter, war die Tochter nicht unbemittelter Eltern in einem kleinen Badeorte des deutschen Rheinlandes. Die Cholera hatte beide

Eltern in einer Woche weggerafft und Marianne sah sich genöthigt, ihr Gewerbe, eine kleine, aber gangbare Gastwirthschaft, zu übernehmen, da das Vermögen zum größten Theile in derselben angelegt war.

Die Eltern hatten einen andern Lebensplan für sie verfolgt und ihr eine feinere Erziehung geben lassen, als für dieses Gewerbe nöthig und selbst rathsam war.

Darüber war ihre erste Jugend hingegangen, ohne einen besseren Erfolg zu haben, als eine unvermeidliche Halbheit der Bildung und noch mehr der socialen Stellung.

Unter mehreren Bewerbern um ihre Hand hatte sich nur ein Beachtenswerther eingefunden: Mardorf, ein braver, aber etwas derber Gastwirthssohn, den sie bisher nur geduldet hatte, seit ihrer Verwaisung aber mit günstigeren Augen ansah.

Er war ganz der Mann, um das Gedeihen des ihm gewohnten Geschäftes zu fördern und sie durfte ihm zugleich glauben, daß es ihm mehr um ihre Person, als um ihr Erbtheil zu thun war.

Da führte sein Unstern einen neuen Gast und Miethsmann in ihr Haus, einen pensionirten französischen, aus dem Elsaß gebürtigen Officier Namens

Freidmann, der nicht mehr sonderlich jung war, aber ein hübscher Mann von einnehmenden Manieren. Er fand seine in reifer Jugend blühende Wirthin in ihrer Mischung von ursprünglicher Naivetät und romantisch gefärbter Bildung sehr liebenswürdig und machte ihr bald nach Kräften den Hof. Er lernte nun auch den Werth ihres äußeren Besitzthums schätzen und sogar überschätzen und bewarb sich ernstlich um ihre Hand.

In dem Maße, als er sich ihr näherte und sie seine Huldigungen annahm, zog sich der alte getreue Bewerber zurück und schied endlich mit der Verwarnung von ihr, Freidmann freie wahrscheinlich mehr um ihr Geld als um ihr schönes Gesicht. Er werde auch gewiß nicht Gastwirth „zum grünen Löwen" bleiben, sondern lieber den großen Herrn spielen wollen. Wenn er dies jetzt schon aus eigenen Mitteln thun könnte, so würde er wenigstens ein Logis im Hotel „zum Adler" gesucht haben.

Marianne fand diese Aeußerungen wenig begründet und noch weniger schmeichelhaft für sie und schrieb sie dem Neide des Mannes zu, der sich zu ihrem Vormunde aufwerfen wollte, weil sie einen andern Liebhaber ihm vorzog.

Sie that ihm damit halb Unrecht, er aber noch mehr dem Capitän.

Sie heirathete diesen und erfreute sich alsbald nicht blos ihres jungen Eheglückes, sondern auch der Glückwünsche und des Umgangs der Honoratioren der kleinen Stadt.

Freidmann hatte den Ortsbehörden außer seinen Legitimationspapieren und dem Orden zu dem rothen Bändchen in seinem Knopfloche auch eine bedeutende Summe in Geld und Werthpapieren vorgezeigt, die seine Achtbarkeit steigerte. Er fand es nicht nothwendig, daß Marianne nach Landessitte Gütergemeinschaft erklären wollte, nahm jedoch ihr Anerbieten an, „als ein Unterpfand ihres nunmehr vereinigten Lebensglückes".

In Uebereinstimmung mit ihr vergrößerte er das Haus und richtete die ganze Wirthschaft auf größerem Fuße ein. Ein dazu nöthiges Capital entnahm er gewissenhaft zur Hälfte seinen mitgebrachten Mitteln, die andere wurde durch eine Hypothek auf das Haus verschafft.

Mardorf, der durch eine rasch geschlossene Ehe zum unparteiischen Zuschauer geworden war, gestand jetzt selbst ein, daß seine Mahnung nur so weit Recht be-

halten habe, als sich der „grüne Löwe“ zu einem „goldenen“ verklärt hatte.

In diesem aber spielte Freidmann keineswegs den großen Herrn, sondern legte überall mit Hand an, war ein guter Haushalter und Ehemann und hielt sogar mit seinem früheren Nebenbuhler als neuem Standesgenossen nachbarlich freundlichen Verkehr. Der einzige Aufwand, in welchem er vielleicht zu weit ging, war der Luxus der neuen Einrichtung, welchem der Erfolg nicht ganz entsprach, da die Preise nicht in gleichem Verhältnisse erhöht werden durften.

Zudem war die feine Welt, die jetzt hier einkehrte, sparsamer als die früheren allabendlichen Schoppengäste. Diese hatten das umgeschaffene Haus verlassen und ein geschwärztes tabakduftendes Local bezogen, dessen aerugo nobilis, der edle Rost der Antike, sammt der zugehörigen Atmosphäre ihren alten Gewohnheiten besser zusagte, und dessen Küche und Keller an Gehalt denen des vornehmen Hotels gleichkamen, dabei aber durch größere Billigkeit den Appetit vermehrten.

So war ungefähr ein Jahr hingegangen.

Der Eintritt der kleinen Louise Freidmann in die Welt und in den „goldenen Löwen“ hatte demselben

einen neuen Kunden gebracht, der die Arbeit vermehrte, ohne die Bilanz zu verbessern. Zu Gunsten der letzteren begann der sorgsame Vater ein Nebengeschäft in Werthpapieren, Lotterie-Effecten und in Vermittlung solider Capitalsanlagen.

Er gewann dadurch öfter so viel, daß er die Lücken der häuslichen Einnahme ausfüllen und seiner Frau noch hübsche Geschenke machen konnte.

Manchmal eintretende Verluste spornten seine Thätigkeit nur noch mehr an.

Indessen hatten seine dadurch bedingten häufigen Geschäftsreisen die üble Folge, daß während derselben die Aufsicht über die Wirthschaft und das zahlreiche Dienstpersonal auf Mariannen allein lastete, die denn doch auch mit dem Kinde beschäftigt war. Auch vermißten die Gäste den aufmerksamen und unterhaltenden Hauswirth. Sodann fanden sich unter ihnen und unter der Dienerschaft Leute, welche die Mängel der Aufsicht zu ihrem Vortheile ausbeuteten.

Freidmann ließ zwar nicht mit sich spaßen, wendete aber, wenn er Unterschleife bemerkte, ein mehr militärisch-summarisches als juristisches Verfahren an. Er verjagte mit den Prellern auch ehrliche Kellner und

Gäste und machte sich Feinde, statt zu einem Ersatze seiner Einbuße zu gelangen.

Vergeblich bat ihn seine Frau, seine Nebengeschäfte, deren Gewinn im Ganzen zweifelhaft blieb, aufzugeben und ausschließlich ihr den jetzt so nöthigen Beistand im Hause zu gewähren. Seine Unruhe wuchs mit dem Eifer, möglichst schnell wieder Ersatz für alle Verluste zu finden. Daheim war er zerstreut und mißmuthig und verlor dadurch selbst den alten Einfluß auf seine Umgebung. Beim Kommen und Gehen bat er oft seine Frau um Verzeihung, daß er ihr so viele Sorgen mache; da sie ihn wirklich liebte, suchte sie ihn dann wieder zu beruhigen.

Gegen das Kind war er manchmal stürmisch zärtlich und klagte sich dann wieder laut an, daß er schuld sei, wenn es dereinst nicht mit dankbarer Liebe an seinem Vater hängen werde.

So auffahrend er gegen unberufene Tadler war, so zugänglich zeigte er sich den wohlwollenden Ermahnungen Mardorfs. In einer vertraulichen Stunde sagte er zu diesem:

— Sie hätten Mariannens Wohl besser versorgt als ich es vermag. An meinen Fersen haftet das

Unheil. Mache Niemand einen Vertrag mit dem Teufel in der Absicht, ihn zu betrügen und sich einst wieder zum guten Gotte zu wenden! Denn der Teufel hält seinen Vertrag und die guten Geister lassen sich auf gar keinen ein.

Der gute Freund verstand zwar nicht den tieferen Sinn dieser Worte, hörte aber heraus, daß Freidmann nicht die Mittel, noch die Kraft hatte, das Verschuldete auf besserem und sichererem Wege wieder gut zu machen.

Dieser kam einmal spät Abends von einer kleinen Reise heim und hörte von seiner Frau, daß vorhin ein Fremder in Begleitung eines einheimischen Polizei-Beamten wegen nöthiger Geschäfte nach ihm gefragt habe, und auf ihre Angabe seines momentanen Aufenthalts schnell wieder weggegangen sei, wahrscheinlich dorthin.

In großer Bestürzung sagte er ihr, er werde aus politischen Gründen verfolgt und gebe sich verloren, wenn er in die Gewalt der Gerichte falle; deshalb müsse er sich sogleich zu retten suchen. Sobald er in Sicherheit sei, werde er Nachricht geben.

Marianne wollte ihm alles vorhandene baare Geld übergeben, er nahm aber nur einen Theil desselben an.

Darauf nahm er eiligen, aber herzlichen Abschied von der tiefbekümmerten Frau und sah sein schlafendes Kind noch einmal mit traurigen Blicken an.

Er schlich sich, nur mit der nöthigsten Kleidung versehen, durch den Hausgarten fort, aus welchem eine Thür ins Freie führte, um zu Fuß noch während der Nacht eine ziemlich entfernte Bahnstation zu erreichen.

Am folgenden Morgen hielt die Polizei Haussuchung bei Mariannen.

Bald darauf kam auch der erwähnte Fremde von dem Orte zurück, an welchem er Freidmann umsonst gesucht hatte. Er war ein Franzose, der auf Grund eines bereits mehrjährigen Steckbriefes in Freidmann einen Flüchtling zu finden dachte, der sich den bisherigen Nachforschungen entzogen haben sollte.

Man bezweifelte die Echtheit von Freidmanns Legitimations-Papieren.

Sodann wurde es wahrscheinlich, daß seine vorgeblichen Geschäftsreisen vorzüglich den grünen Tischen größerer Badeorte gegolten hatten. Unredlichkeiten in geschäftlichen Beziehungen waren ihm hier nicht nachzuweisen, wohl aber Schwindel und Fälschungen an anderen Orten, vorausgesetzt, daß er wirklich der Ge-

suchte war. Leider hatte er indessen sein und seiner Gattin Vermögen zerrüttet und den Grundbesitz mit übermäßigen Schulden belastet.

Es kam zu einer gerichtlichen Versteigerung des letzteren, die Mariannen und ihrem Kinde nur wenig übrig ließ. Mardorf stand mit seiner trefflichen Frau der Verstörten und selbst körperlich Leidenden getreulich bei und suchte sie zur Fortführung der Wirthschaft unter seiner Oberleitung zu bewegen. Sie lehnte dies mit gerührtem Herzen ab und erklärte, daß ihr ganzes Dichten und Trachten darauf gerichtet sei, den Schuldigen, der für sie nur ein Unglücklicher war, wiederzufinden und ihm in jeder Lebenslage beizustehen.

Nachdem sie nahezu ein Jahr lang vergeblich auf directe Nachricht von ihm geharrt hatte, erfuhr sie mit Hilfe der Polizei seinen Aufenthalt — zu ihrem Schrecken im Gefängnisse einer nordfranzösischen Stadt.

Unbesonnen genug, auch durch Ehrgefühl zurückgehalten, unterließ sie es, sich jenen großmüthigen Freunden anzuvertrauen, nahm ihre geringen Mittel zusammen und reiste mit ihrem Kinde nach dem Aufenthaltsorte ihres Mannes ab.

Die Entfernung war zwar nicht allzugroß, aber ihre Wanderung wurde häufig durch unfreiwillige Rasten unterbrochen, zu welchen sie bald durch die Sorge für das Kind, bald durch ihre Kränklichkeit genöthigt wurde. Ihre Mittel zehrten sich auf; sie verkaufte endlich selbst ihre Kleidung bis auf die unentbehrlichste und setzte ihre Reise zu Fuß fort.

Sie mochte und konnte ihr Kind weder weiter mit sich führen, noch auch es in ihre Heimath zurücksenden, und so kam sie endlich zu dem Entschlusse, es fremder Barmherzigkeit anzuvertrauen. Sie belauschte noch das uns bereits bekannte Gelingen ihres Versuches und setzte ihre Wallfahrt fort, äußerlich erleichtert, aber mit zwiefach belastetem Herzen.

XXVIII.

Krank und ermattet, aber nicht entmuthigt, kam sie an ihrem Reiseziel an und wurde zu dem Gefangenen zugelassen. Die Erschütterung der Gatten bei dem Wiedersehen erweckte selbst bei dem Kerkermeister und bei dem Beamten, der Mariannen begleitet hatte, ein menschlich Rühren.

Freidmann war nicht minder zerknirscht durch die Erscheinung der einer kranken Bettlerin gleichenden Gattin, wie durch ihre Beantwortung seiner Frage nach dem Kinde. Er bereute jetzt sehr, ihr nicht Nachricht gegeben zu haben. Er hatte dies aus Schonung für sie unterlassen, und in der Hoffnung, bald wieder frei zu ihr zurückkehren zu können.

Der Oberrichter benutzte Mariannens Anwesenheit, um auch sie über den Angeklagten zu vernehmen, der seit einem halben Jahre in Untersuchung saß und seine Identität mit dem gesuchten Urkundenfälscher leugnete.

Der Umstand, daß Marianne vor dem Gerichte als geladene Zeugin betrachtet und behandelt wurde, und das allgemeine Mitleid verschafften ihr die beste Aufnahme. Man gab ihr anständigen Unterhalt und neue Kleider, obschon Freidmann stolzen Protest einlegte und den bei dem Gerichte niedergelegten Rest seines Geldes dazu verwendet wissen wollte.

Ihre Aussagen, die den Stempel der Wahrheit an sich trugen, belasteten ihn keineswegs. Die Behauptung seines Namens und seines Standes wurde durch das Vorkommen desselben in den Armeelisten umsomehr begünstigt, weil dessen Inhaber in Algerien und in der Krim nur nebelhaft auftauchte und wieder verschwand. Er war nebst vielen Kameraden für verschollen erklärt und in der Liste gestrichen worden.

Freidmann gab an, daß er längere Zeit in russischer Gefangenschaft gewesen sei, verweigerte aber unter mancherlei Vorwänden die weitere Auskunft über seinen Lebenslauf bis zu seiner Ansiedlung in Deutschland.

Da nun bislang keine Zeugen gegen ihn auf französischem Gebiete gefunden worden waren, beschloß das Gericht, zwar seine Untersuchung noch nicht als beendigt zu erklären, aber den verdächtig Bleibenden jetzt

an seinen Wohnort in Deutschland zurückzusenden, wo die zuständigen Gerichte wegen einiger noch nicht erledigter Schuldklagen und wegen seiner möglicherweise untergeschobenen Papiere Anspruch auf ihn erhoben hatten.

Wäre dies nicht geschehen, so würde man ihn lieber freigelassen oder höchstens unter polizeiliche Aufsicht gestellt haben. Uebrigens mußte die Untersuchung seiner noch bei dem deutschen Gerichte liegenden Papiere nach Umständen in Frankreich fortgesetzt werden.

Man gab ihm einen mit der deutschen Sprache vertrauten Officianten mit und gewährte ihm ohne Schwierigkeit Mariannens Begleitung, sowie die Erlaubniß einer kurzen Rast an dem Aufenthaltsorte ihres Kindes, das sie wieder in ihre Heimath mitnehmen wollte.

Ihre zerrüttete Gesundheit fand bei dem Officianten die humansten Rücksichten.

In jener Stadt angekommen, beeilte sie sich, das Kind aufzusuchen, und fand es, wie wir wissen, wohlaufgehoben zu ihrer unaussprechlichen Freude und Gewissensentlastung.

Auf ihre Bitte sendete Meerenberg nach dem Gasthofe, in welchem Freidmann mit seinen Begleitern

übernachten sollte, um Jenem noch am Abend den Anblick seines Kindes zu gewähren. Der Officiant gab dies willig zu und geleitete ihn nach dem Hospital, ohne sich zum Zeugen des Wiedersehens aufzudrängen, da sich ihm Meerenberg für Freidmann verbürgt hatte.

Letzterer trat in das Zimmer ein, in welchem seine Frau mit dem Kinde und seinen Wohlthätern zusammen war.

Er bemerkte zu seinem Schmerze, daß Louischen sich scheu vor ihm zurückzog, indem er es in seine Arme schließen wollte, weil es ihn nicht erkannte.

Seine Frau zeigte ihm nun in den ein wenig zurückgetretenen Freundinnen die Retterin des Kindes. Aber plötzlich schlug er die Hände vor das Gesicht und seinem dumpfen Ausrufe antwortete ein ähnlicher Elodiens.

Zwischen ihr und ihm erhob sich, den Uebrigen ungesehen, eine blutige Geistergestalt — die ihres Bruders. Freidmann war der Marquis v. Bellemontagne!

— Welche Nemesis! stammelte er. Ich tödtete Ihren Bruder, Sie retteten mein Kind! Aber lassen Sie Ihr Erbarmen nicht ermüden!

Die Bestürzung Aller läßt sich denken, am meisten

Mariannens, da die Uebrigen bereits Bellemontagnes Stellung in Elodiens Leben kannten.

Jene fuhr verzweifelnd auf:

— Er ein Mörder! Er, der schon wegen anderer Verbrechen verfolgt wird, an die ich nicht glauben konnte! Wie kann ich jetzt noch an seine Liebe glauben?

— Glaube daran, und wäre auch alles Schlimme wahr, was sich auf mein Haupt häuft! sagte er, indem er ihre Hand faßte.

Es bedurfte nicht des bittenden Blickes, den er auf Elodien richtete.

Elodie hatte sich bereits gesammelt und voll Mitleids zu Mariannen hingewendet.

— Nein, sagte sie, er ist kein Mörder, sondern hat meinen Bruder im Zweikampf getödtet, in welchem es um Beider Leben galt! Was er sonst fehlte, habe ich nicht zu richten, und vielleicht hat er es schon abgebüßt.

— Was Sie, meine großmüthige Richterin, sagte er darauf, meinem armen Weibe zum Trost sagen, wiederholen Sie auch mir vielleicht, wenn Sie meine Beichte hören wollen, meine Schuld, Reue und Buße. Hören Sie mich an, ich bitte Sie! Lassen Sie mich in diesen wenigen Augenblicken, die mir für jetzt vergönnt

sind, in kurzen Worten zusammendrängen, was Marianne, was Sie Alle wissen müssen, um wenigstens an meine Wahrhaftigkeit gegen Sie zu glauben und mir einen milden tröstenden Spruch in die lichtlose Zukunft mitzugeben, die vor mir liegt. Nur mein Kind soll nichts weiter hören, damit nicht ein jetzt noch unverstandenes Wort später wieder in ihm erwache und mir sein Andenken entfremde, wenn es nicht schon jetzt zu spät dazu ist.

Das Kind ließ sich leicht bereden, von seiner Mutter sich zu der Hausmutter geleiten zu lassen, deren Mann derweile bei einem Glase Wein den Officianten als Gast des Hauses unterhielt.

Dieser verlängerte auf Meerenbergs Bitte die Frist bis zu seinem Weggange mit Freidmann.

Er konnte auch nichts dagegen einwenden, daß die leidende Frau bis zu ihrer Erholung mit ihrem Kinde im Hospital verbleiben sollte.

Währenddessen sagte Elodie zu Bellemontagne:

— Ersparen Sie Ihrer Gattin so viel möglich stärkere und länger anhaltende Gemüthsbewegungen. Da ihr gegenwärtiger Zustand ihr die Fortsetzung der Reise mit Ihnen verbieten wird, wie Sie einsehen, so

finde ich Gelegenheit, ihr nach Gutdünken mitzutheilen, was ich bereits von Ihrem Leben vor Ihrer Verheirathung mit ihr weiß.

— Doch die nächsten Ereignisse nach dem unseligen Duelle darf ich nicht verschweigen, hob er an.

— Auch diese kennen wir bereits bis zu Ihrer Trennung von einer Andern, unterbrach ihn Elodie.

Er sah sie verwundert an.

— Sie glauben mir, daß mir auch die Verantwortlichkeit für das Schicksal dieser Andern auf dem Herzen lastet, wenn auch nicht so schwer, wie die für meine Marianne. Ich möchte Ida nie wiedersehen; wohl aber gäbe ich viel darum, wenn ich erfahren könnte, ob und wie sie lebt.

— Beruhigen Sie sich darüber, entgegnete Elodie, wie sie selbst bereits über die Trennung von Ihnen beruhigt ist. Sie hat mir, natürlich von Ihrem Standpunkte aus, ihre Ehegeschichte erzählt. Sie lebt hier in gesicherten Verhältnissen und wird weder mir, noch Ihnen wieder zu begegnen suchen.

Bellemontagne staunte über diese Neuigkeit und sagte:

— Sie hat kein Herz und bedarf keines Herzens! Doch vielleicht urtheile ich zu hart, und jedenfalls wird

mein Schuldbewußtsein auch gegen sie, vielmehr noch gegen Andere dadurch nicht geringer. Lassen Sie mich denn wenigstens bekennen, was mich Mariannen gegenüber am meisten bedrückt. Dann wird mir und wohl auch ihr, wenn sie statt dunkler Schreckbilder ein deutliches Bild von mir behält, das Herz leichter werden.

Als seine Frau und Meerenberg wieder eingetreten waren, begann er:

— Ich kann mit wenigen Worten den Weg beschreiben, auf welchem ich bis in diese Zeit der bittersten Selbsterkenntniß gegangen bin. Meine angebornen und anerzogenen Schwächen und meine diplomatischen Uebungen machten mich zum Intriguanten. Ob ich gleich anfangs nur an dem harmloseren Neckspiele dieser Rolle Geschmack fand, trieb mich nicht sowohl Absicht, als, freilich selbstverschuldete, Noth vorwärts auf häßliche Wege. Ich wurde Spieler, taumelte hin und her zwischen Schwelgerei und Elend und kam in die Hände von Wucherern, falschen Spielern und Betrügern jeder Art. Ich wurde oft ihr Opfer, nie ihr Werkzeug. Bald aber lernte ich sie mit ihren eigenen Waffen bekämpfen, freute mich schmählicher Siege und beschwichtigte mein Gewissen dadurch, daß ich meiner Noth nie

wissentlich auf Kosten anderer Nothleidenden abhalf. Ich schämte mich, zu betteln, nicht aber, Wechsel und Urkunden zu fälschen. Ach, Marianne, Du hast betteln müssen, um den schuldigen Gefangenen zu erreichen und zu trösten! Ich würde jedoch schwerlich als Verbrecher verfolgt worden sein, hätte ich nicht einen vornehmen und einflußreichen Betrüger betrogen. Ich that damit Unrecht, aber nicht ihm, der im Schatten des Thrones gesichert und straflos seinen Schwindel fortsetzt. Ich werde für mein Vergehen gegen die Gesellschaft, gegen das zum allgemeinen Wohle gegebene Gesetz gezüchtigt. Aber Weib und Kind leiden durch mich und mit mir — Marianna, vergiß mich, aber verachte mich nicht zu tief und vergib mir!

Sie seufzte tief auf, ergriff aber seine Hand, drückte sie an ihr Herz.

Willibald sagte halblaut zu seiner Gattin:

— Ihr stoßt ins Leben ihn hinein —

— Nein, sagte Bellemontagne, der ihn verstanden hatte, dieser Spruch des Dichters paßt nur wenig auf mich. Ich hätte Verstand und Kraft genug gehabt, um dem Stoße der Götter und der Dämonen zu widerstreben; und daß nicht alle Schuld auf Erden sich rächt,

habe ich soeben durch den hohen Herrn bewiesen, der meine Schuld an mir rächt, die seine aber als ein Standesvorrecht frei ausgehen läßt und vielleicht ihre Früchte ganz ohne innere Beschämung genießt.

Er erzählte mit großer Offenheit, wenn auch aus Schonung gegen seine Frau die Farben mildernd, noch einige Einzelheiten aus seinem Leben, aus seinem Irren und vorübergehenden Zurechtfinden.

Meerenberg sah nach der Uhr und sagte:

— Die Zeit drängt. Wir haben jetzt noch eine Gewissensfrage unter uns Allen abzumachen. Herr von Bellemontagne hat uns, wie ich glaube, aufrichtig gezeigt, wer er war und was er jetzt ist. Aber sind wir nun verpflichtet, ihn den draußen Stehenden und namentlich der gesetzlichen Gewalt zu denunciren? Und verdient er die Strafe für die ganze Reihe seiner Verirrungen, auch für die heillosen Folgen nur halb verschuldeter Ursachen?

— Nein, erwiderte Willibald, aber es ist hier noch eine Bedingung auszusprechen, deren Erfüllung vorausgesetzt werden muß —

— Sie kommen mir zuvor, unterbrach ihn Bellemontagne. Entschuldigen Sie, daß ich das Wort zu

ergreifen wage. Wenn wir auch davon absehen, daß jene Folgen in ihrer Zusammenwirkung mit mir auch die meinen zerschmettern müßten, so würden doch auch die kalten Richter den jetzt geltenden Satz anerkennen: daß die Strafe nicht vergelten, sondern nur die menschliche und staatliche Gesellschaft vor Wiederholung und Nachahmung der schädlichen Thaten schützen soll. Sie würden deshalb mein ganz oder halb verjährtes Unrecht nicht strafen, wenn ich ihnen eine Bürgschaft bieten könnte dafür, daß der gelind Bestrafte nun auch ein Gebesserter, wenigstens ein unschädliches Mitglied der Gesellschaft sein und nicht wieder durch sittliche Schwäche im Bunde mit neuer Noth zum Rückfalle verleitet werden würde. Welche Bürgschaft aber könnte ich den Richtern, könnte ich sogar von Ihnen, den nachsichtigsten und wohlwollendsten Menschen, die mich nicht richten, sondern retten wollen, für mein künftiges Verhalten geben? Einen schriftlichen Revers mit meinen Bekenntnissen, den Sie gegen den Rückfälligen anwenden dürften, also ein äußeres Schreckmittel für mich selbst, das Sie doch nie anwenden würden, schon weil der Moment dazu nicht einträte, so lange Sie noch meine sittliche Rettung möglich hielten? Also nur mein heiligstes

Wort — und dieses bleibt immer nur das Wort eines Fälschers — wie schwer bin ich gezüchtigt!

— Geben Sie es und wir nehmen es an! antwortete Meerenberg in Aller Namen. Fassen Sie den festen Entschluß, wenn Sie die Freiheit erlangen, ihrer würdig zu werden, indem Sie arbeiten. Damit ist Alles gesagt; nur die Arbeit kann Sie auch innerlich freimachen. Was wir dann zur Förderung ihrer Arbeit beitragen können, werden wir thun.

Bellemontagne sagte ergriffen:

— Ihr Zutrauen zu meiner künftigen Kraft giebt mir schon ihr Vorgefühl; ehe Sie sie aber erprobt haben, darf ich Ihre reinen Hände nicht fassen. Noch ist es jedoch möglich, daß ein strenges Gericht mir den Weg abschneide, ein neuer Mensch zu werden. Und wollte ich gegen dieses Gericht wahrhaft sein, so zernichte ich alle Hoffnung für mich und die Meinen. Schuld gebiert Schuld, weil ich unwahr gewesen bin, muß ich es in bedingter Weise bleiben und kann das schlechte Mittel nur durch den neuen besseren Zweck entschuldigen.

— Für dessen letzte Anwendung, sagte Meerenberg, machen Sie uns sogar zum Mitschuldigen. Aber wir

sollen uns, glaube ich, in diesem eigenthümlichen Falle dem jesuitischen Grundsatze unterordnen, oder, um eine reinere Autorität zu citiren, dem Spruche des großen Dichters: daß ein kleines Unrecht zulässig sei, um ein großes Recht zu üben. Wir Anderen haben ja überdies nur mit unserem Gewissen abzurechnen, da wir juristisch nicht verpflichtet sind, das uns Anvertraute laut werden zu lassen. Dies gilt auch für Ihre vielgeprüfte Gattin. Dieser aber muß die peinliche und vielleicht ihr schwierige Aufgabe erspart werden, bei möglicher Zuziehung zu der gerichtlichen Untersuchung verschweigen zu müssen, was sie jetzt mehr weiß, denn zuvor. Da nun ohnehin ihr Gesundheitszustand unbedingt die Fortsetzung ihrer Reise verbietet, so bleibt sie vorläufig mit dem Kinde in diesem Hause.

XXIX.

Bellemontagne hatte sich früher mit gutem Bedachte mit dem verschollenen Capitän Freidmann identificirt, dessen Spur an mehreren Orten, auch in seiner Elsasser Heimath, auftauchte, um wieder zu verschwinden. Weder die französischen, noch die deutschen Behörden hatten große Neigung, die Sache weiter zu verfolgen, und er selbst einen entschiedenen Ekel daran, sie in der bisherigen Weise zu vertheidigen. Die Hauptvergehungen, welche ihm als Marquis v. Bellemontagne in Frankreich zur Last gelegt wurden, reichten in höhere Kreise hinein, welche Polizei und Gerichte anzutasten scheuten. Dies wußte er zwar und würde diesen Umstand schon eher benützt haben, wenn er es nicht klüger gefunden hätte, seine Rolle als Capitän Freidmann festzuhalten.

Jetzt aber, wo der brennende Drang in ihm lebte, auf festen und reinen Boden zu kommen, unter welchem

Namen und in welchem Stande und Berufe es auch sei, beschloß er, seinen ärgsten Feind zur Hilfe zu rufen und damit einen entscheidenden Schlag zu wagen. Er erbat von den Behörden in Mariannens Vaterstadt, denen ihn die französischen vorläufig überlassen hatten und die ihn in anständiger Haft hielten, die Sistirung der Untersuchung, da er hoffte, in Frankreich von hier aus seine völlige Freisprechung zu erwirken. Sie gingen gerne darauf ein, weil sie in diesem Falle ihr eigenes Verfahren abschließen konnten, das sich mehr nur noch um einige zweifelhafte Geldschuldtitel drehte, weshalb sie ihn schon jetzt hätten absolviren und nach Frankreich zurücksenden müssen, wenn er selbst darauf gedrungen hätte.

Er schrieb an jenen Verfolger mit der Unterschrift des Capitäns Freidmann:

„Ich wende mich im Namen des Marquis v. Bellemontagne, mit welchem ich verwechselt werde, an Sie, um dessen zweckloser Verfolgung ein Ende zu machen, und zwar nicht zu seiner, sondern auch zu Ihrer Zufriedenheit. Derselbe erklärt sich bereit, wenn Ihre gewichtige Fürsprache sofort die Niederschlagung der ganzen gegen ihn und zugleich gegen den Unterzeich-

neten gerichteten Untersuchung bewirkt, seinerseits die biographischen Forschungen aufzugeben, welche er behuf einer Bildergalerie des zweiten Kaiserreichs bisher betrieben hat. Diese sollte Ihre Lebensbeschreibung in einer Vollständigkeit enthalten, für welche ihm erst seit Kurzem die nöthigen Urkunden in die Hand gekommen sind und die das öffentliche Urtheil über Sie wesentlich berichtigen würde. Herr v. Bellemontagne sucht nicht etwa eine Senatorstelle zur Belohnung seines Verdienstes, weder für die Veröffentlichung, noch für die Unterdrückung jener Arbeit. Sein Ziel ist vielmehr das Leben eines ehrlichen und arbeitsamen Bürgers, womöglich in einem deutschen Staate. Für sein Worthalten in jeder Beziehung verbürgt sich der Unterzeichnete."

Der Inhalt und die Schreibart dieses Briefes weckten die Großmuth des hohen Würdenträgers, der neuerdings Gründe zu der Besorgniß gefunden hatte, daß die höheren Gewalten, zu deren Gunst und Schutze er bisher stand, ihn und Seinesgleichen unbedenklich dem Suffrage Universel opfern würden, wenn dieses nur durch solche Opfer für größere Staatszwecke gewonnen werden könnte. Man sprach davon, daß zur

Versöhnung dieses öffentlichen Gerichts Ehrlichkeit und Unbestechlichkeit in den Umgebungen des Monarchen förmlich Mode werden sollten, so daß Letzterer ein leuchtendes Beispiel würde nicht blos für seine europäischen Collegen, sondern auch für den Präsidenten der nordamerikanischen Republik.

Nicht lange Zeit später erblickten wir Bellemontagne-Freidmann, der den Marquis wie den Capitän von sich geschüttelt, jedoch den usurpirten Namen behalten hatte, im eifrigen Bestreben, diesen Namen als den eines redlichen und fleißigen Mannes geltend zu machen. Er schließt den Schreibtisch, an welchem er als Correspondent eines großen deutschen Bankhauses den Tag über, mit kurzer Unterbrechung zu Mittag, gearbeitet hat, um sechs Uhr Abends. Hierauf sehen wir ihn auf langen beschneiten Straßen nach einer bescheidenen vorstädtischen Wohnung pilgern, in welcher ihn bei Weib und Kind ein Heimathsgefühl erwartet, wie er es nie in seinem früheren Leben empfunden hat.

Seine und seiner Gattin Briefe an die Helfer in der Noth — sowohl an Elodien und ihre Freunde, wie an das Ehepaar Mardorf, athmen die wärmste Dankbarkeit und Anhänglichkeit. Aber er meidet noch

die persönliche Begegnung mit Jenen. Sie sollen ihn erst wiedersehen, wenn längere Zeit die Bürgschaft, die er einst für sich selbst übernahm, bewährt haben wird und wenn er weniger besorgen muß, daß bei seinem Anblicke in Elodien traurige Erinnerungen die Oberhand gewinnen.

Wir wollen unseren hochgeehrten Leserinnen die Prophetenfreude nicht verderben, daß endlich auch Elodie und Meerenberg „sich kriegen" sollten und daß sofern das Drama zur Rubrik der Comödie gehört.

In der That wurde Niemand durch die Kärtchen überrascht, auf welchen zu lesen war:

„Erwin Meerenberg, Hospital=Director, und Elodie v. Bentem, Zeichnenlehrerin und Malerin, Verlobte."

Nicht einmal die Letztgenannte wurde durch das Manuscript dieser Anzeige überrascht, das ihr an einem wundervollen Frühlingstage der Hospital=Director zur Prüfung und zur eventuellen Correctur vorlegte. Aber tief bewegt war sie, das verriethen die Freudenthränen, mit welchen sie dem Geliebten in die geöffneten Arme sank.

— Dein!

— Mein!

Ein kürzeres Formular für eine Verlobungsanzeige unter den Nächstbetheiligten selbst war nicht möglich, und eines längeren bedurften Sie nicht, nicht einmal einer Vorrede.

Einige Wochen nachher machte das glückliche Ehepaar seine wenigen Pflichtbesuche in der Stadt.

Sie fuhren auch bei der Frau Majorin v. Bentem vor und wurden von ihr mit sauersüßer Freundlichkeit empfangen; ihr einst mit Meerenberg geführter kurzer Briefwechsel blieb unerwähnt.

Herzlich wurden die Neuvermählten von Herrn und Frau Assessor Ludwig aufgenommen. Angelica zeigte ihnen Belege für ihre zwiefache Thätigkeit als Ehefrau und als Künstlerin in ihrem kleinen Knaben und in dessen idealisirtem Bildnisse, aus welchem bereits die Seele sprach, die in dem kugelrunden Zwitterwesen zwischen Thier und Engel künftig erwachsen sollte.

Rath Drogenow, der jetzt Geheimrath war, aber keine Geheimräthin an der Seite hatte, sendete aufrichtig gemeinte Glückwünsche. Er hatte von Zeit zu Zeit Briefe mit Elodien gewechselt, die ihm auch Bellemontagnes und Idas Schicksale in einem längeren Briefe anvertraut hatte.

Zwei andere Verehrer Elodiens befanden sich zur Zeit in Italien bei der Gräfin Bildstein, die seit dem kürzlich erfolgten Tode ihres Mannes eine Villa am Comersee bewohnte: ihr Bruder nämlich, der schon seit längerer Zeit in Italiens mildem Klima, wie er versicherte, eine Luftcur für ein Brustleiden gebrauchte, sodann Page Angelicus.

Letzterer schrieb an Elodien:

„Ich habe schon vorlängst das Seitenstück zu Ihrem Denkmale unseres herrlichen Landaufenthalts in etwas veränderter und leider berichtigter Ausgabe redigirt, in welcher der weibliche Genius dem umsonst nachflatternden knabenhaften in die Wolkenregion hinauf entschwebt. Der Besitzer jener Bilder erbarmte sich des Verlassenen und nahm ihn mit sich nach Italien, in effigie wie in Person. Dort gab sich der junge Schüler mit Feuereifer dem Cultus der Kunst hin und fand eine neue Führerin in der edlen Schwester seines Gönners, da er unter blos männlicher Leitung bekanntlich nie recht gedeihen konnte. Aber er gedenkt in ungeminderter, mit keiner anderen Empfindung vergleichbarer Innigkeit an den heiligen Augenblick, in welchem Ihre Hand weisend sein Haupt berührte!“

Einige Jahre später saß der zum jungen Manne erwachsene Zögling der Musen und ihrer Vertreterinnen in derselben Villa Bildstein, in welcher er jenen Brief geschrieben hatte, zwischen den beiden Frauen, in welchen er die Schutzgeister seiner früheren Jugend verehrte und die sich jetzt gemeinsam an der sprudelnden Frische seines glücklichen Sinnes erfreuten.

Nicht minder ergötzte sich an seiner Eigenthümlichkeit eine dritte, ihm gegenüber sitzende schöne Frau, die mit gleicher Heiterkeit wie er, aber mit größerer Bestimmtheit auf seine, oft lebhaft an sie gerichtete, Ernst und Scherz mischende Rede einging.

Dieser Gast der Gräfin war wundersamerweise Frau Louise Willibald.

Zur völligen Erklärung dieses Zusammenseins müßten wir erzählen, wie sich während mehrmaligen Umlaufes der Erde um die Sonne Manches auf der ersteren vor den Augen der mitumgelaufenen Menschen anders gruppirt und gefärbt hatte, und wie ferner künstlerische und andere Sympathien einander fremde oder halb entfremdete Personen allmälig näher zusammenführten. Es wird aber genügen, wenn wir

nur den letzten Verlauf der hieher bezüglichen Thatsachen angeben.

Eines Tages war Willibald zu Meerenberg und seiner Gattin mit dem fröhlichen Rufe eingetreten:

— Auf, nach Sevilla! — das wird aber nach Italien verlegen, wohin ich im Auftrage des Magistrats gehe, um mehrere Theater zu besichtigen, bevor ich den Neubau unseres Schauspielhauses beginne. Meine Frau geht mit, natürlich auch Sie Beide. Gräfin Bildstein hat mir schriftlich und dringend die uns Vieren schon im vorigen Jahre mündlich gemachte Einladung wiederholt, in ihrer geräumigen, an Kunstschätzen so reichen Villa länger zu verweilen. Conrad Menzig wird als Courier uns vorausgehen.

Er las nun noch folgende Worte vor, welche Schwarzenau dem Briefe seiner Schwester zugefügt hatte:

„Sagen Sie den Hospitaliten, daß ich mich unendlich freue, alter und neuer Theilnahme mich als Genesenen zu zeigen und diese Theilnahme durch meine eigene, neidlose, an allem Glücke der lieben Gäste zu vergelten!“

Bald darauf vereinigte die Villa an dem lieblichen See in ihren gastlichen Räumen jene kleine Zahl von Menschen, die sich nach mannigfachem Suchen und Meiden gefunden hatten in harmonischem Genusse der Natur, der Kunst und der Gedankenwelt.



